



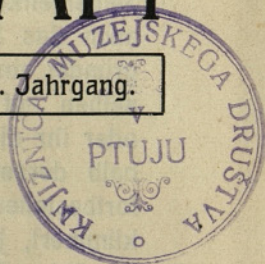
P 1733

STAROSLOVAN

Heft 1.

Kremsier, am 15. März 1913.

I. Jahrgang.



»Staroslovan.«

Zweck und Ziel der Gründung.

In einer unruhigen, waffendröhnenden Zeit, hervorgerufen durch die strebsamen Slavenstämme auf dem Balkan, die um ihre kulturelle und wirtschaftliche Zukunftssicherung zur Selbsthilfe geschritten sind, reifte die Idee zur Gründung der Zeitschrift und Bibliothek „Staroslovan“ (= „Altslave“).

Auch wir treten hier in einen Kampf der Selbsthilfe, jedoch nicht mit Blut und Eisen, sondern mit den Waffen des Geistes, um den Widerstreit der Meinungen zu nivellieren und der Erkenntnis jener aus dem inneren, naturgesetzlichen Werden hervorgegangenen weltgeschichtlichen Tatsachen eine Auferstehung zu erkämpfen, die sich aus eigener Kraft nicht zur universellen Geltung emporzurufen vermag.

Das Kampfobjekt ist hier die Frage: *sind die Slaven Stammbewohner in Europa oder nur Einwanderer*, d. h. wie soll man sich die schwere Menge slavisch-sprachlicher Belege in Europa aus dem Altertume erklären, wenn die Slaven erst im 5. Jahrhunderte n. Chr. dahin eingewandert wären? — Und mag auch die Antwort darauf im Prinzipie sowie an der Hand der Geschichte und Logik naheliegen, so ist sie trotzdem und dadurch schwierig geworden, dass man geschickt die offene Beantwortung derselben unmöglich macht und der lauten Wahrheit das Gehör versagt.

Die Berufswissenschaft dilettiert leider viel zu viel mit ungeprüften Traditionen; das selbständige, systematische Nachdenken bildet selten mehr die Grundlage für den Aufbau streng wissenschaftlicher Führungsaufgaben, daher es kommt, dass ein voreingenommenes, schulmechanisch fortwirkendes Urteil oft und umso tollkühner verteidigt wird, je hallloser sich dasselbe gestaltet, nur um sich das Umlernen zu ersparen.



22 007
17.7.50

Muzejsko
društvo-Ptuj

Die Irrlichter dieser geistigen Desorientierung entwickeln sich aber organisch aus Bequemlichkeits-Konstruktionen, um sich auch das Selbstdenken, Selbstforschen und Selbstschaffen zu erleichtern, wie auch das Selbstverteidigen der eigenen Thesen zu ersparen. Man gründet einfach „Schulen“ und beruft sich bequem als Anhänger derselben auf diese oder jene Autorität, welche der „Schule“ vorsteht oder ihr die Lichtquelle leiht. So kommt es dann, dass heute innerhalb derselben Wissenschaft durchaus entgegengesetzte Ansichten fortbestehen können, ohne dass man sich gegenseitig um einander kümmert, ja ohne sich selbst um die eigene tiefere Begründung zu bemühen. Die Stärke der Partei ersetzt zugleich die Stärke der Gründe, und man rechnet dort gar nicht weiter mit einer wissenschaftlichen Beweisführung oder Aufklärungsnotwendigkeit, wo nur auf das Urteil derer Wert gelegt wird, welche, durch die Übereinstimmung in den Hauptpunkten unter sich verbunden, mit der instinktiven Kraft des Gemeingeistes einander nach aussen vertreten. Hiemit ist aber bereits die strenge Objektivität des Wissens und die Freiheit der Forschung automatisch kartelliert und irrt der Führer, so irrt die „Schule“; der gläubige Schüler wird dabei zum Statisten des Lehrers und zur stillen, dekorativen Zählinheit, die damit schon organisationsgemäss zur dauernden Sterilität verurteilt und in der freien Selbsttätigkeit lahmgelegt erscheint.

Und doch gibt es keine Kunst, die schwieriger ist und strenger den Einsatz der Individualität erfordert, als jene der freien Forschung und der unbeeinflussten Erkenntnis durch Selbstübung, denn die Gabe des unabhängigen Beobachtens ist eine äusserst seltene. Mancher übersieht die Hälfte aus Unachtsamkeit oder vorgefasstem Schulurteile; ein anderer gibt mehr als er sieht, weil er es mit dem, was er sehen will, verwechselt; ein dritter sieht die Teile des Ganzen, aber er wirft Dinge zusammen, die getrennt werden müssen usw.

Bei der vorangestellten Hauptfrage, die nur dahin beantwortet werden kann, *daß die Slaven Stammbewohner in Europa sind*, handelt es sich aber durchaus um keinen krankhaften Ehrgeiz oder eine papierene Priorität, sondern darum, hiefür positive, überzeugende Beweise zu erbringen, und diese ernste Aufgabe hat sich unsere Gründung gestellt, wenn es auch bekannt ist, dass sie mit dieser apodiktischen Behauptung durchaus nichts völlig Neues bringt. Dass die Slaven als europäische Urbewohner anzusehen sind, sprachen nämlich schon viele namhafte Forscher und Gelehrte aus, und ausser den Slaven M. v. Kalina, Johann Kollár, Alois Šembera, Dr. H. Wankel, P. Karl Sicha, H. Schulz, Alfons Müllner, Břetislav Jelinek, Dr.

P. T.

Die bisherigen Publikationen des »Staroslovan« zeigen bereits klar den Weg an, den wir gehen; überdies haben wir unsere Zukunftspläne im großen offen dargelegt, woraus zu ersehen ist, welche immense Arbeit uns in der Hebung und Verbreitung der Wahrheit über die Sprache, Geschichte und Kultur der Altslaven noch bevorsteht; überdies treffen aus Leserkreisen täglich neue Wünsche und Anregungen ein. Da wir aber keine Reklame machen wollen, so ist es naheliegend, daß sich auch die Mitglieder langsam sammeln; wir sind daher angewiesen an unsere Freunde und bisherigen Mitglieder mit der Bitte heranzutreten, unsere Revue in ihrem Bekanntenkreise zur Sprache zu bringen. Es wäre schon ein bedeutender Erfolg, wenn jedes Mitglied noch wenigstens ein weiteres erwirbt, denn eine einfache Berechnung zeigt und wurde damit auch schon bei der Gründung kalkuliert, daß wir bei 1000 Abonnenten bereits in der Lage sind, alle Werke der Bibliothek »Staroslovan« den Mitgliedern als Gratisbeilage zur Revue zu bieten, trotzdem gerade unsere wissenschaftlichen Arbeiten, die doch auf eine völlig neue *Forschungsbasis* gestellt sind, vielfach erhöhte Kosten der Quellenbeschaffung verursachen, sowie eine intensive Anwendung der Illustration, wodurch doch die Beweisführung am reellsten gestützt wird, erfordern.

Wer sonach voll und ganz unseres Sinnes ist, möge es sich zur persönlichen Ehrenpflicht machen, uns neue Mitglieder und Freunde zuzuführen, denn der wahre, edle und wirklich fruchtbringende Bildungszweck unserer didaktischen Bestrebungen wird erst erreicht, wenn unsere Publikationen in die weitesten Kreise dringen, und wird die Mühe dieser kleinen Werbungsarbeit schon automatisch entlohnt, da zugleich mit dem Wachsen der Auflage auch das Gebotene reichhaltiger und dabei billiger wird, vielleicht sogar die Vierteljahrsschrift mit der Zeit zu einer Monatsschrift umgestaltet werden könnte, nachdem das wissenschaftliche Material hiezu erstaunlich wächst.

Wir dürfen daher wohl allseits mit einer wohlwollenden Beachtung unserer im Interesse der guten Sache vorgebrachten Bitte rechnen, und stellen über Wunsch Ansichtsexemplare, Prospekte und Erlagscheine zur Verfügung, eventuell senden wir solche an mitgeteilte seriöse Adressen direkte zu.

Im vorhinein dankt ergebenst für die Mühewaltung

»Staroslovan«.

P. T.

Im Laufe des Sommers soll das im 1. Hefte des »Staroslovan« angekündigte und als Band II der Bibliothek »Staroslovan« erscheinende Werk:

ŽUNKOVIČ, ETYMOLOGISCHES ORTSNAMENLEXIKON,

(circa 15 Druckbogen, Lexikonformat, mit zahlreichen Illustrationen)

ausgegeben werden.

Die natürliche und systematische Durcharbeitung der Genesis der Ortsnamen stellt nun, als Frucht des festen Wollens, auch hier nur wirkliche Dinge zu sehen, unsere ganze geschichtliche Wissenschaft auf eine völlig neue Plattform, denn darüber, daß unsere Sprache zugleich unsere Urgeschichte ist, wird wohl täglich gesprochen, nicht aber davon, daß die Grundelemente der topischen Namen zugleich die sprechenden Zeugen jener urgeschichtlichen Ära sind.

Das Werk selbst zerfällt in zwei Hauptabschnitte, u. zw.:

- I. Informativer Teil:** Entstehung und Gebrauch der Ortsnamen im allgemeinen. — Grenzbenennungen. — Benennungen für Schutzpunkte. — Sonstige topische Namen. — Funktions- und Hoheitsnamen. — Bildung von Theogonien. — Münz- und Kleiderbenennungen. — Sprachgenetische Entwicklung der Ortsnamen. — Einfluß der Erdgeschichte auf die Toponomie. — Die Toponomie als Hilfswissenschaft der Kultur- und Völkergeschichte. — Praktischer Wert der Toponomie.
- II. Lexikalischer Teil.** — Darin werden aber nicht etwa die Hunderttausende von konkreten Ortsnamen alphabetisch angeführt, sondern nur deren Grund- oder Wurzelwörter. Doch können die eigentlichen Ortsnamen mit ihrer erweiterten Form schon auf dieser Basis leicht gedeutet und demnach auch in bezug auf ihre Richtigkeit in der Natur überprüft werden, denn die Urgeschichte jeder benannten Lokalität ist nahezu ausnahmslos im Grund- oder Wurzelworte enthalten.

Preis: für die Mitglieder des »Staroslovan« 3 K 20 h (inkl. Porto); für die Nichtmitglieder 6 K. — Anmeldungen werden bis längstens 15. Juli erbeten, um die Höhe der Auflage baldigst feststellen zu können.

Kremsier im Juni 1913.

»Staroslovan«.

J. Woldrich u. a. auch viele Deutsche von bestem Klange in der Wissenschaft, wie: August Schlözer (1771), Dav. Popp (1820), August Wersebe (1826), Heinrich Schulz (1826), J. H. Müller (1840), G. A. Stenzel (1853), Viktor Jacobi (1856), J. Landau (1852) u. a.

Es ist doch für niemand ein Geheimnis, dass die Slaven trotz Jahrhunderte, wahrscheinlich aber Jahrtausende wähernder Drangsale, Kriegsgräuel, gegenseitiger Verfolgungen, Assimilierungen, falscher Statistik und ausgiebigen Renegatentums heute doch noch immer das weitaus zahlreichste Volk in Europa sind; sie müssen daher schon einst und bisher konstant derart zahlreich gewesen sein, dass aus dem mächtigen Populationsreservoir alle Nachbarvölker ständig schöpfen konnten, ohne dass deshalb die Slaven numerisch jemals zur Minorität geworden wären, denn sie hätten sich aus einer inferioren Situation unter diesen dekadenten Prämissen überhaupt nie zu einer Majorität emporgearbeitet.

Die Wissenschaft hat aber einmal ihre sonderbaren Maximen: weiss sie einen Knoten nicht zu lösen, so durchhaut sie ihn; weiss sie sich gelegentlich eine sprachliche, kulturelle oder ethnographische Veränderung nicht auszulegen, so konstruiert sie eine Völkerwanderungsmythe; man führt kurzweg einen Völkerwechsel ein und fragt weiter nicht nach, ob dieses Zauberstück überhaupt praktisch durchführbar sei, und wie man es anstellt, um einen Domizilwechsel von Millionen von Menschen in der Wirklichkeit zu lösen; ja, man legt sich nicht einmal die naheliegendste Frage vor, wieso es denkbar ist, dass z. B. dieselben topischen Namen des Altertums, trotz der Unterbrechung der Tradition, intakt geblieben sind und woher man sie trotzdem wusste.

Es handelt sich daher hier durchaus nicht um einzelne inferiore Irrtümer, die jederzeit möglich und zugleich verzeihlich sind, sondern um zusammenhängende, methodisch falsche wissenschaftliche Bestrebungen, die mit vornehm tuender Nebensächlichkeit Quellen ignorieren, Denkmäler willkürlich deuten, Unerwiesenes und Unerweisliches täuschend als Tatsache hinstellen, Unmögliches durch ein Zauberwort möglich machen und so alle jene irreleiten, welche die Untersuchung nicht selbst führen können, jene aber, die dies unternehmen, hingegen nicht zu Worte kommen lassen, unbekümmert darum, dass sich neue geistige Strömungen wohl drosseln, aber nicht erdrosseln lassen.

Die Wurzeln solcher Vorkommnisse liegen zum Teile auch in menschlichen Schwächen, denn zum Ausrufen einer unangenehmen Erkenntnis genügt nicht die persönliche Überzeugung allein, sondern

hiezuhört auch ein eiserner Wille und stählerner Charakter, der für seine offene Überzeugung nötigenfalls auch die schwersten Opfer bringt. So manche klare Wahrheit muss aber beim Mangel solcher Voraussetzungen lange im dunkeln Winkel stehen, weil man öffentliche Rücksichten auf Kompromittierte und auf persönliche Eitelkeiten nimmt, es daher auch vorzieht, eine morsche Festung lieber von selbst zusammenfallen zu lassen, als sie unter Opfern anzugreifen. — So ist z. B. die Völkerwanderungstheorie heute doch gewiss nicht mehr haltbar, aber sie wird doch weitergehalten, damit der durch Jahrhunderte bewirkte Aufbau vieler innig zusammenhängender Wissenszweige auf einer falschen Basis nicht über Nacht zur Makulatur werde; es müssen daher allerlei Verlegenheitsmittel und Mittelchen herbeigeholt werden, um die gähnenden Risse zu vergipsen: Wie kann man z. B. einen Stein mit Runeninschrift, der seit der Vesuv-Katastrophe im Jahre 79 n. Chr. in Pompeji verschüttet lag und jetzt ausgegraben wurde, trotz des slavischen Textes als slavisch erklären, wenn die Slaven erst 400 Jahre später in Mitteleuropa einwanderten und in Italien überhaupt nie wohnten? — Es bliebe da nichts übrig, als die Völkerwanderung für einen geschichtlichen Missgriff zu erklären und zu löschen! Nein, da sagt man, es war dies irgendein sprachlich ähnliches, aber näher nicht bekanntes Volk von rätselhafter Herkunft und unbekanntem Ende. — Ibrahim ibn Jakub, ein spanischer Reisender um das Jahr 960 n. Chr., erzählt, dass beide Ufer Italiens bis zum Syrischen Meere Slaven bewohnen. Die Gelehrtenwelt schüttelt diesen Beleg ab mit der Weisung, dieser Mann war ein Phantast. — In einer Provinz Süditaliens gibt es noch heute einige Dörfer, die eine Art Kroatisch sprechen; die Wissenschaft sagt dazu, es seien vor 400 Jahren Dalmatiner dahin ausgewandert; sie schlossen sich ganz ab und erhielten sich auf diese Art ihre Sprache. — Und wenn dies alles noch nicht halten will, so macht man kurzen Prozess und erklärt jenen Stein für gefälscht und unterschoben, und mit diesem Momente steht das Streitobjekt auf dem Index.

Die Entwicklungsgeschichte menschlicher Erkenntnisse zeigt daher, dass immer zuerst der Starrsinn gelehrter Zöpfe sowie die Denkfaulheit der Massen niedergedrungen werden müssen, ehe die Wahrheit einen Sieg verzeichnen kann, daher auch die ersten Apostel immer Märtyrer und Promethyden waren. Es muss da erst in die träge Masse eine Gährung, eine Art geistiger Revolution, getragen werden; der hitzige Paroxysmus, welcher der langen Unempfindlichkeit und Gedankenruhe folgt, muss nun bis zur heilsamen Krisis austoben; und erst jetzt findet die geistige Macht, die prak-

tisch-theoretische Überlegenheit ein williges Ohr für die Anhörung der falschen Schulsätze und die anschliessende Berichtigung verjährter Irrtümer; so lange dieser Weg nicht betreten wird, sind die Stärksten des Geistes nicht imstande, den toten Trägheitspunkt zu überwinden oder die Versinterung von der Wahrheit zu entfernen.

Allerdings lässt es sich auch nicht ableugnen, dass wir bereits in ein Zeitalter von krassestem Industrialismus hineingedrängt sind. Wir sehen es doch mit an, wie das Geistesleben langsam aber stetig verfällt; die reine Forschung und Beobachtung, der wissenschaftliche Positivismus, ja, die Wissenschaft selbst wird erstickt infolge des unbezähmbaren Dranges nach praktischen Applikationen; sie sinkt immer mehr zur gewöhnlichen Marktware herab und ändert die Preise je nach Nachfrage und Angebot. Die Vorbilder der Erziehung verschwinden immer mehr unter der politischen Verrohung und der fortschreitenden Dekadenz aller Ideale, daher alles sich im Sumpfe des ethischen Nichts zu verlieren droht.

Sonderbarerweise ist es aber gerade die Berufswissenschaft, die sich dabei umso scheuer zurückzieht, je höher die Wogen der Zeit gehen, je ungestümer sich die Anforderungen des modernen öffentlichen Lebens vordrängen und je lauter und unabweislicher die Tagesfragen die allgemeine Aufmerksamkeit absorbieren. Statt den Weg zum Volke zu suchen, mit demselben im innigen, belehrenden Kontakte zu stehen, wird jedoch unter der Annahme, man werde verstanden bleiben, derselbe gleich gar nicht betreten. Was Wunder, wenn grosse, Bildungszwecken zuge dachte, oft von edeldenkenden Männern hochdotierte Institute, die für die allgemeine Aufklärung Grosses leisten könnten und sollten, völlig unbekannt und steril dastehen, weil sie sich damit begnügen, innerhalb der Grenzen einer selbsteingeengten Umhegung ihre Geistesprodukte ohne jedes Zinserträgnis zu thesaurieren.

Die Gründung des „Staroslovan“ verfolgt aber gerade das Gegenteil von dem, was man unter wissenschaftlicher oder gar nationaler Exklusivität zu verstehen pflegt: sie will geradezu jene Geistesbrücken schlagen, die unbedingt da sein müssen, wenn man je die primitivsten Ursprungsfragen ernstlich beantworten will. Ihre Publikationen sollen umgekehrt möglichst jedermann zugänglich und in der Hauptsache verständlich sein; sie sollen den weitesten Kreisen Belehrung und Aufklärung bringen und zugleich Anregung zur allgemeinen Mithätigkeit und zum universellen Gedankenaustausche bieten. Wir unterschätzen daher selbst eine scheinbar nichtige Bemerkung oder Berichtigung in keiner Weise, wohl wissend, dass ein ganz unauffälliger

Wink oder Hinweis mitunter eine wirksame Handhabe für erfolgreiche Forschungsergebnisse bedeuten kann, *denn erst viele Menschen wissen viel.* —

Wir wollen daher sowohl mit den Gelehrtenvereinigungen einerseits, wie mit den breitesten Bildungsschichten des Volkes andererseits in steter, inniger Fühlung bleiben, und, unentwegt und unbekümmert um Sympathie oder Hass, nur zum Besten der guten Sache arbeiten. Wenn wir hiemit zugleich so manche Barriere niederwerfen, die zwischen der Berufswissenschaft und dem Volkswissen künstlich und unbedacht aufgerichtet wurde, so vergessen wir durchaus nicht als Ersatz hierfür neue, solide Brücken zu bauen, *denn nicht zerstören, sondern aufbauen ist unsere ehrlich gemeinte Devise!* — Unser Plan ist daher auch kein Gährungsprodukt eines krankhaften Ehrgeizes und ebensowenig eine verhüllte Popularitätshascherei; wir haben in keiner Richtung die Hände gebunden, brauchen daher gegen niemand unverdiente Rücksichten zu üben und stehen auch unter keinem „Schul“-Kuratel, können daher am richtigen Platze auch mit dem richtigen, freien Worte auftreten.

Ergeben sich jedoch gelegentlich Meinungsverschiedenheiten, so werden diese angehört, überprüft und das Fehlerhafte nötigenfalls berichtigt. Wir können auch offenen Widerspruch in einer so rein wissenschaftlichen Angelegenheit ohne leidenschaftliche Regung oder persönliche Empfindlichkeiten ruhig ertragen, denn nicht jener, in dessen Diamantenschmucke man etliche falsche Steine entdeckt, wird dabei nervös und unsicher, sondern nur derjenige, dessen ganze Barschaft aus Similisteinen besteht.

Jede sachliche Anregung, jeder wissenschaftliche Beitrag, die etwas Überzeugendes bringen, sind uns willkommen, unbekümmert darum, ob sie eine vorausgehende Meinung bestärken oder entwerfen, *denn das Bessere ist ewig der Feind des Guten!*

In dieser Weise wollen wir durch vorsichtiges Vorwärtstasten Erfahrung um Erfahrung, Beweis um Beweis sammeln, sie in unserem Organe veröffentlichen und später, nach erfolgter Abklärung, dieses in synthetischer Weise aufgelaufene Material noch nötigenfalls zu einem Sammelwerke vereinigen, sowie zugleich auch fertige Werke ausgeben, sofern deren Materie eine reife Übersicht oder sichtbare Reife bietet.

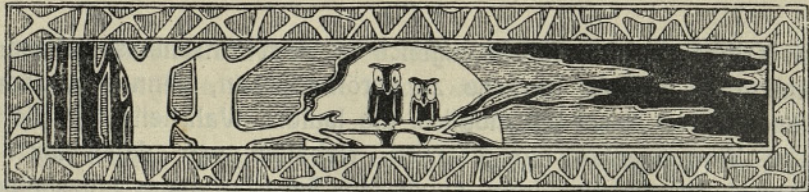
Die völlige Unkenntnis der altslavischen Vergangenheit deutscherseits, die mindestens ein Jahrtausend intensiver sprachlicher wie kultureller Relationen mit den Slaven heute kurzweg ignoriert und fast ausnahmslos nur den willkommeneren, d. i. negativen Schilderer

oder Kritiker anhört, führte zugleich zu dem Entschlusse, diese Publikation in *deutscher* Sprache zu veröffentlichen, denn erst dadurch ist es unseren Nachbarn möglich, die lautere Wahrheit über die slavische Vergangenheit zu erfahren. Nebstbei war dabei auch die Rücksicht auf die einzelnen slavischen Sprachgruppen entscheidend, denn hiemit ist in Ermangelung einer gemeinsamen diplomatischen Sprache niemand bevorzugt und niemandem vorgegriffen; hingegen bleibt es jeder Nation frei, für ihre Sprachsphäre eine analoge wissenschaftliche Zentrale zu gründen und alles jene in ihre Sprache zu übernehmen, was ihr von dem Gebotenen gut und nutzbringend dünkt.

Möge diese neue Gründung bei allen unseren Zeitgenossen und Brüdern jene Begeisterung und Arbeitsfreude zur Erforschung und Erkenntnis der grossen, bereits vielfach entstellten oder gar schon unkenntlich gewordenen slavischen Vergangenheit auslösen, die ihr von einer kleinen Gemeinde von Mentoren in ihrem schöpferischen Wahrheitsdrange hiemit auf den Weg gegeben wird; möge diese durch den Zeitgeist selbst aktuell gewordene grosszügige Organisation und zugleich Revision alles menschengeschichtlichen Wissens über die Slaven endlich der Wahrheit zum Siege verhelfen!

**Die Gründer der Zeitschrift und Bibliothek
„STAROSLOVAN“.**





M. Žunković :

Topische Namen der altslavisches Sprach- wurzel »čer«.

Die Original-Ortsnamen oder topischen Benennungen überhaupt gehören, mit verhältnismässig sehr geringen Ausnahmen, schon dem grauen Alter an, und sind zugleich noch die letzten lebenden und sprechenden Zeugen jener Bewohner, die einst das praktische Bedürfnis hatten sie mit ihren verfügbaren Sprachmitteln bestimmten Lokalitäten beizulegen. Diese Namen bieten daher zugleich die Urgeschichte eines jeden Ortes, denn sie erzählen die ersten Schicksale desselben, und finden wir, sofern wir die reelle Etymologie des Namens beachten und in der Natur nachprüfen, in den meisten Fällen noch heute die Bestätigung für deren Richtigkeit.

Allerdings darf man bei derlei Nachforschungen nicht gleich zu Beginn den ausschweifendsten Wünschen und Autosuggestionen unterliegen, denn es ist kaum irgendwo in der Wissenschaft unbewusst so leicht eine falsche Fährte zu betreten, wie hier, weil schon der äussere Eindruck der Sprache selbst gleich zum erstbesten Irrlichte führen kann.

Die Literatur über die Entstehung und Bildung von topischen Namen ist zwar bereits eine unabsehbare, da sich an jedermann gelegentlich die Frage drängt, was der Name dieses oder jenes ihn interessierenden Ortes bedeuten mag, aber diese Literatur ist zugleich auch fast in allen Teilen nahezu wertlos, weil man weniger darnach forschte, was der Name eigentlich besagt oder worauf er hinweist, sondern lediglich, was er heute zu bedeuten scheint.

Es gibt daher kaum ein Forschungsgebiet, welchem konsequent und durch alle Zeiten so irrige Antizipationen zugrunde gelegt worden wären, wie gerade der Toponomie. In keiner anderen Wissenschaft

ist aber auch die nüchterne Beobachtung, Erfahrung und Vergleichung so notwendig, wie hier, denn nur diese befruchtende Wechselwirkung, tatsächlich wirkliche Dinge sehen und erklären zu wollen, und sich weiter von den durch Jahrhunderte erstarrten Irrtümern bewusst fernzuhalten, führt erst zu einer natürlichen Klärung und zur Überzeugung, dass auch hier durchwegs einfache, ja sogar sehr eng gezogene Kausalitäts-Gesetze mitgewirkt haben.

Der Prozess, dass durch Jahrhunderte unbestrittene Dogmen plötzlich einer erneuten oder schärferen Kritik nicht mehr standhalten können, befindet sich in der Wissenschaft in steter Aktion, weil die geistige Entwicklung aus den fortschreitenden Erkenntnissen immer neue Stufen baut, daher die Duldung kritisch unhaltbarer Anschauungen unter allen Umständen eine logische wie moralische Schwäche bedeutet. Leider kommt es aber sogar alltäglich vor, dass man einen erkannten Fehler aus persönlichen wie öffentlichen Rücksichten nicht bekennen will oder bekannt werden lässt, daher sodann der unfruchtbare Irrtum ein gleich langes Leben hat wie die fruchtbare Wahrheit!

Jener Wissenschaft, die kein originelles oder systematisches Nachdenken kennt oder pflegt, muss aber die grosse Gegenkraft des höchsten Forschungsernstes und handgreiflicher Überzeugung entgegengesetzt werden, denn gerade die Querschranken an der äussersten Grenze der Wissenschaft, wo die Spannung zwischen der Tradition, Vermutung und Tatsache am straffsten wird, können nur durch frisch erwachte, elementare Kräfte des Geistes niedergerungen werden, denn die Gelehrsamkeit und das Wissen sind bekanntlich keine unbedingt sich denkende Begriffe.

Wie bekannt, ist aber das Einfachste zu erkennen zumeist das Schwierigste; und so war es auch hier, denn die Genesis der Ortsnamenbildung erkannte und beachtete niemand, obschon wenigstens 95% der Ortsnamen nach ein und demselben Gesetze gebildet sind, welches lautet: der Hauptteil aller topischen Namen bezeichnet sprachlich Grenzpunkte, Grenzlinien oder Sicherungsvorsorgen an solchen.

Die Begründung dieses Fundamentalsatzes ist äusserst einfach: mein Nachbar ist ein jeder, der unmittelbar an meinen Besitz grenzt; aber diesem gegenüber bin auch ich Nachbar, weil ich jenseits seines Besitzes wohne. Es gibt daher auf der ganzen Erdoberfläche nur Gebiete mit Grenzcharakter und nur Bewohner im Grenzverhältnisse. Nun gilt aber schon in der primitiven Geschlechts-genossenschaft alles, was durch das gemeinsame Blutband, also die

gleiche Abstammung verbunden ist, als Freund, und als sozialer Grundsatz: jeder, der nicht zur Genossenschaft gehört, ist ein Fremder, und jeder Fremde ist ein Feind; und gegen diesen schliesst man sich nach aussen ab, je nach der Zahl und Qualität des Gegners durch Gräben, Zäune, Wälle, Schanzen, Mauern, Burgen, Forts, Festungen. — So entwickelte sich die Ethik, die bei allen wilden Stämmen noch heute fortbesteht: jeder Fremde wird vernichtet; jeder Mord eines Fremden ist eine Ruhmesthat, daher die Moral auf diesem Prinzipie völlig ethnisch bedingt ist. Nicht wesentlich anders ist es bei den Kulturvölkern: schon jeder, der eine andere Sprache spricht, ist ein Fremder, und gewissermassen Feind; diesen im Kriege niederzuschlagen, gilt noch immer als eine Ruhmesthat; die Moral ist daher hier im Prinzipie dieselbe, nur ist sie schon sichtbarer auf die sprachlichen Gegensätze aufgebaut. Dieses instinktive Bestreben einer äusseren Abgeschlossenheit hatte nun zur Folge, dass man die Grenze genau kennzeichnete, sie gegenseitig respektierte, und um dies zu gewährleisten, zugleich beobachtete, befestigte und gegebenenfalls verteidigte. — So kommt es nun, dass alles, was mit der Grenze in irgendeinem organischen Zusammenhange steht, auch sprachlich derselben Wurzel angehört, wie: die Grenzbezeichnung, die Sicherungsvorsorgen daselbst, der Funktionsname des Grenzverteidigers, wie oft auch die Münze, die als Grenzabgabe gilt. —

Zur praktischen Erklärung dieses überraschend einfachen Prinzips der toponomischen Begriffsbildung sei nachstehend die, namentlich für die Slaven interessante ursprachliche Wurzel „čer“ näher besprochen.

Aus verschiedenen, der Bedeutung nach organisch verwandten Begriffen geht hervor, dass „čer“ ursprünglich eine Abschliessung, Umgrenzung oder Absperrung bezeichnete, denn im Slovenischen bedeutet „črta“ = die Grundlinie, „črt“ = die Raingrenze zwischen zwei Äckern, aber zugleich auch Feindschaft; „črtalo“ = Pflugmesser, das die Grenze für die Pflugschar vorzeichnet; böhm. „čeri“ = Feind, Teufel; slov. „cerkev“ = Kirche, eigentlich Ringmauer; lat. „certo“ = kämpfen, „certamen“ = Kampf; griech. „kirkos“ = Ring, Kreis; lat. „circus, circulus“ = Kreis, Ringmauer; böhm. „cerkli“ = Nachtwächter; span. „cerda“ = Häuptling, Grenzwachkommandant; „čertak, čardak“ bei den Südslaven = Grenzwachhaus; „serdar“ (richtiger „čerdar“) am Balkan und bei allen mittelasiatischen Völkern = Häuptling, Befehlshaber; „čerkes, čerkas“ = Grenzwächter, Grenzsicherungskommandant; „Serežaner“ = früher kroatische Grenzgendarmarie; „Sergeant“ = Feldwebel; lat. „sera“ = Absperrung, Türriegel; arab. „seriba“ = Einfrie-

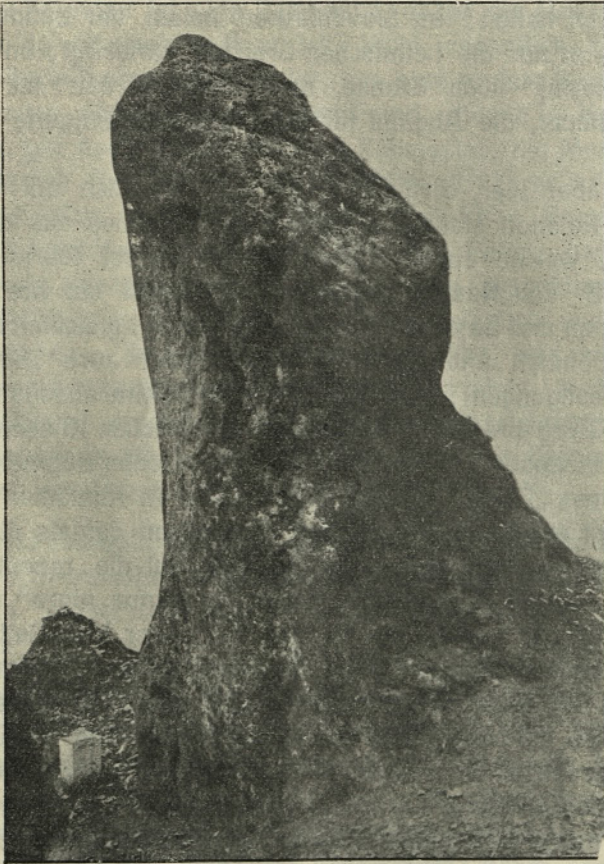
zung; span. „cerra“, portug. „serra“ = Pass, Gebirgsrücken, da auf diesem meist die Grenze läuft u. a. m. In Indien heissen „čorti“ die verstorbenen Heiligen, die einstigen Schirmer; bei den Römern „dii certi“ = Schutzgötter. Eine Weiterbildung bei gleicher Bedeutung ist in dem Begriffe „črn“, d. i. das Schwarze, Dunkle, Unbekannte, enthalten; im Polnischen versteht man unter „czern“ noch immer jene bewaffneten Bauern, also Irregulären, die nötigenfalls die Kazaken zu verstärken hatten; im Slovenischen heisst der Landsturm „črna vojska“, da er nur die heimischen Grenzen verteidigt; im Russischen bedeutet „čornij“ noch Grenze, denn „čornaja dan“ ist die Grenzsteuer, die Abgabe für die Landesverteidigung usw. —

Dass aber „čer, čern (črn), čert (črt)“ wirklich mit der Grenze in direkter Relation stehen, ersieht man am besten aus der Lage der Lokalitäten, welche einen Namen dieser Wurzel führen. Man vergleiche z. B. den Namen „Čerchov“; so heisst ein Grenzberg zwischen Böhmen und Bayern; „Černé hory“ bilden gleichfalls die Grenze zwischen Böhmen und Bayern, heissen aber auch „Semihradská“ (= Grenzbefestigungen); „Czervorogrod“ heisst eine allseits vom Dnjestr umflossene Burg und war einst Sitz der ruthenischen Knesen; „Tschirn“ und „Tschirnhausen“ bilden die Grenze zwischen Böhmen und Sachsen. Der Fluss „Černa“ (colonia Zernensium) in Rumänien wird schon von Herodot erwähnt und verstand man schon damals die ursprachliche Etymologie nicht mehr, kannte aber gut die rezente slavische Bedeutung, da die Römer den Namen in „Aqua nigra“ übersetzten. Der „Črnbog“ der nordischen Wenden, ist daher kein Gott des bösen Prinzips, sondern bedeutet eben: Grenzbeschützer, Schirmherr, denn schliesslich ist auch „Schirm“ aus „čer“ bzw. „čir“, welche letztere Form ebenso oft vorkommt, hervorgegangen. Die mit „črn, črný“ zusammengesetzten Ortsnamen, wie: Črnek (oft als Zsörnetz, Tschernetz u. ä. geschrieben), Černovice, Černá hora, Černý kámen, Černý val, Černo morje u. ä. liegen alle an Grenzpunkten, Grenzlinien, oder lagen doch einst an solchen. —

Besonders erwähnenswert sind aber noch die ungemein zahlreichen Namen, wie: Čertův kámen, Čertův mlýn, Čertův val, Čertova zeď, Čertova brána, Čertova brázda, Čertova skála, Čertovo údolí u. ä., die alle in den verschiedensten Sprachen in: Teufelsstein, Teufelsmühle, Teufelswall, Teufelsmauer, Teufelstor, Teufelsfurche, Teufelfels, Teufelstal übersetzt wurden und bot die Volksphantasie dazu noch die entsprechende Aufklärung, indem sie solche Punkte in irgendeiner Weise mit dem Teufel in Zusammenhang brachte. Tatsächlich

sind aber dies nur Grenzpunkte oder doch Vorsorgen für die Grenzverteidigung daselbst.

Nachstehend folgen zwei bildliche Darstellungen von solchen Teufelssteinen (Čertův kámen). Der erstere bildet die Reviergrenzen der Herrschaften Přilep und Holleschau (Mähren), und da man knapp

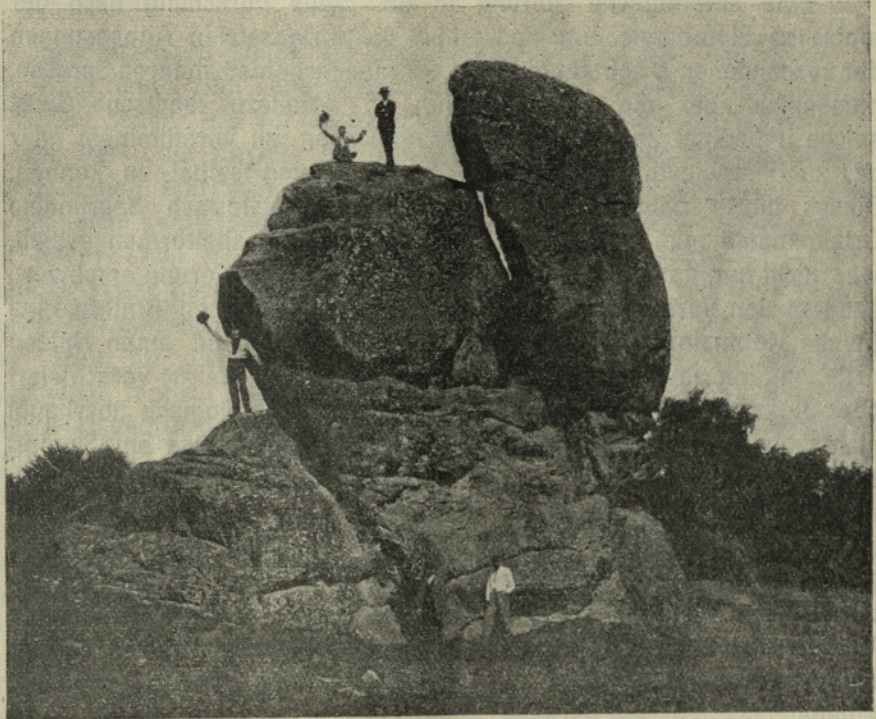


„Čertův kámen.“ bei Přilep in Mähren (4·60 m hoch).

daneben den modernen Grenzstein eingesetzt hat, überzeugt dies jedermann, dass hier tatsächlich die Grenze führt; man weiss auch, dass sie genau über den Felskopf geht, aber daran, dass dies auch ein Grenzstein u. zw. ein weit imponierenderer ist, dachte niemand. Nahe daneben befindet sich noch ein solcher „Teufelsstein“, ebenfalls in der Grenzlinie.

Ein zweiter „Čertův“, auch „Buchlov kámen“ genannt, bildet die Grenze der Gemeinden Althütten und Břestek; er ist an 12 m hoch und besonders massiv.

An dieser Stelle kann auch die Frage, wie solche Felskolosse hergeschafft wurden, ihre Beantwortung finden. Die Antwort ist sehr einfach: die Erde wurde so weit abgegraben, bis der Felskern entsprechend hervortrat. So sind z. B. im Bezirke Holleschau (Mähren) drei „Hrady“, die der Verfasser kennt und wiederholt angesehen hat,



„Čertův“ auch „Buchlov kámen“ bei Althütten in Mähren.

welche dadurch sturmsicherer gemacht wurden, dass man sie an drei Seiten steil abgrub, so dass sie die Form eines steilspitzen Kegels aufweisen; auf der Spitze befinden sich auch noch überall Mauerreste. Man sieht bei näherer Suche auch die Stellen, wo das abgegrabene Material liegt; in einem Falle („Hrad“ Křídlo) wurde dieses zugleich zu einem Walle verwendet.

Wie weit sich nun die Ortsnamen mit der Wurzel „čer“ zeitlich und räumlich ausdehnen, ist heute noch schwer zu sagen, da hiezu

noch vielseitige Nachforschungen nötig sind.*) Überdies müssen verschiedene Schreibweisen berücksichtigt werden, denn wir kennen topische Namen, wie: Cereš, Ceri (etruskische Stadt), Cerignola, Cerialdo, Certosa, Cervera, Cervi, Mons Červin (Grenzberg zwischen Piemont und der Schweiz), Červanj planina (römisch „cerauni montes“, Herzegowina) u. ä., aber auch ebensoviele, die mit dem „S“ im Anlaute geschrieben sind, wie: Servia (Serbien; vermutlich dadurch gebildet, weil das zyrillische C als S ausgesprochen wird), Serena, Seres, Seret, Seriana, Serica, Servola u. a. —

Eine empfindliche Störung in die reelle Forschung nach der topischen Etymologie brachten leider die fortgesetzten Anpassungen der vorhandenen Originalnamen an die Eigenart einer anderen Sprache, namentlich aber die gewissenlose, oft geradezu läppische Sucht solche unbedingt zu ändern, zu verballhornen, zu verstümmeln oder gar zu übersetzen, ohne vorerst die Bedeutung selbst zu kennen. Dieses führte naturgemäss dazu, dass der historisch begründete Originalname nun eine Menge Varianten und Parallelförmigkeiten erhielt, was nicht nur das Studium und die allgemeine Orientierung erschwert, dann in den Verkehr bei der Post, Bahn und sonstigen Ämtern eine Menge Konfusionen bringt, ohne dass dabei jemand einen Nutzen hätte, und überdies oft noch den wahren Namen solcherart verschleiert oder unkenntlich macht, dass er daraufhin etymologisch überhaupt nicht mehr erkannt werden kann. — Es ist doch gewiss ein Stumpfsinn, z. B. aus „Balvan“ (= grosser Grenzstein) ein „Fallbaum“ zu machen, oder aus „Hranice“ ein „Kranzberg“, aus „Hraničar“ ein „Rantscher“, aus „Stip“ oder „Zdib“ ein „Diebstein“, aus „Stražno“ (= Wachberg) ein „Strassenberg“, aus „Vidov“ ein „Viehdorf“ usw., denn keine moderne Sprache ist heute mehr in der unbeholfenen Verfassung, dass sie welchen Ortsnamen immer mit ihren verfügbaren Lauten und Zeichen nicht nahezu gleichklingend wiedergeben könnte.

Sehr am Platze wäre es daher, wenn die offizielle Wissenschaft energisch gegen solche Barbareien arbeiten würde, wenn schon kleinliche politische Schwächen auf eine solche infantile Errungenschaft nicht von selbst verzichten wollen, denn damit schadet sich gerade die Wissenschaft selbst am empfindlichsten, nachdem der Originalname doch in verschiedener Hinsicht einen orientierenden wie auch praktischen Wert hat.

*) Im verwichenen Jahre hat der Verfasser in der böhmischen Jagdzeitung „Haj“ eine öffentliche Anfrage gestellt, nachzuforschen, wo überall sich „Čertův kámen, Čertova skála“ u. ä. vorfinden. Es liefen nun zahlreiche interessante Berichte von verschiedensten Gegenden ein, die alle die gegebene Etymologie bestätigten. Sollte einmal eine ausführliche Monographie über dieses Thema geschrieben werden, so könnten darin alle diese Daten verwertet werden.

Die Kenntnis der Etymologie eines wichtigen Terrainpunktes kann z. B. dem Soldaten im Kriege taktisch sehr gelegen kommen, denn wer vor sich eine Höhe, namens „Straža“ (=Wachpunkt) und eine zweite namens „Brana“ (=Verteidigungspunkt) hat, kann bestimmt annehmen, dass erstere eine günstige Beobachtungsstelle bietet, die sich aber vielleicht für die Verteidigung nicht eignet; dafür ist aber offenkundig die zweite Höhe für die Defensive gut, hingegen voraussichtlich für die Beobachtung minder günstig, denn sonst hätte sie in seinem kriegerischen Natursinne der Urslave nicht so genau unterschieden.

Der grössere Effekt der Naturtaktik im Vergleiche zur papiernen rührt daher zum Teile davon, dass z. B. der Bulgare, Crnogorze, Albanese schon aus der Benennung einer Höhe zugleich deren taktischen Wert oder Unwert sprachinstinktiv erkennt, und darnach seine Massnahmen einrichtet; derjenige aber, der diesen sprachgeistigen Vorteil nicht kennt, muss oft erst an Ort und Stelle konstatieren, dass ein zuvor etwa mit schweren Opfern erkämpfter Punkt für seine Zwecke sogar nachteilig ist, was der kundige Gegner umso sicherer wieder zu seinem Vorteile ausnützt. — Haben sonach die Naturvölker ihren für die Sicherung und Verteidigung gewählten Plätzen durchwegs je nach der Qualität des taktischen Wertes das sprachliche Stigma aufgedrückt, weshalb sollen nun die Kulturvölker schwerfälliger sein und nicht dasjenige auch für sich verwerten, was den Einheimischen zweckdienlich ist, sobald man einmal mühsam hinter deren offene Geheimnisse gekommen ist. Das Unkenntlichmachen der Original-Ortsnamen deutet sonach klar dahin, dass der Namensänderer eigentlich sein eigener Feind ist.

Ähnliche Vorteile geniesst gelegentlich auch der Tourist. Liest er auf der Karte den Namen „Lokva“ im unbewohnten, wasserarmen Gebiete (Karst), so kann er sicher sein, dass er dort bei quälendem Durste ein an den Tag tretendes Grundwasser finden werde, das hygienisch zumeist nicht einwandfrei, aber in der Not doch willkommen ist.

Überdies sind solche Kenntnisse auch bei Grenzstreitigkeiten nicht unbeachtet zu lassen, denn man kann als sicher annehmen, dass alle jene Punkte, die einst die wirkliche Grenze bildeten, auch gewiss entsprechende sprachtechnische Namen tragen.

Besonders willkommen muss aber die toponomische Etymologie dem Archäologen sein. — Findet er z. B. auf einem Punkte, der sprachlich einen Wach-, Verteidigungs- oder Kampfplatz kennzeichnet,

tatsächlich Waffen oder sonstige einschlägige Kulturreliquien, so kann er überzeugt sein, dass höchstwahrscheinlich diese nur von jenem herrühren können, der jene Stelle zum genannten Zwecke benützte, daher auch dementsprechend benannte. — Bei den häufigen Flurnamen, wie z. B. „u mrtvých, u groblju, u zabitého“ (bei den Toten, bei den Gräbern, beim Erschlagenen), „Trügelberg“ (slov. „trugla“ = Sarg, Mulde, böhm. „truchlivý“ = der Trauernde), „Totenlager“ u. dgl. kann man auch beim Mangel aller äusseren Kennzeichen mit unfehlbarer Sicherheit annehmen, dass dort tatsächlich einstens jemand beerdigt wurde, und bringen Nachgrabungen, — wenn es sich nicht etwa schon um Raubgräber handelt, — immer zugleich den Beweis dafür.

Der topische Name ist es also, der dem Archäologen sagt, wo er seinen Spaten mit Erfolg einsetzen könne; er sagt ihm aber damit auch zugleich, von welchem Volke der tiefgelegenste, also älteste Kulturschichtenfund herrührt, denn dieser kann nur jenem Volke entstammen, das auch der Lokalität jenen Namen gegeben hat, welcher mit den Funden in direkter sprachlicher Relation steht.

Die Toponomie hat daher einen ungeheuren Wert für die Aufdeckung der slavischen Vergangenheit, denn nahezu alle Namen finden im slavischen Sprachschätze ihre Urform und Urbedeutung wieder, bilden daher auch den weitaus grössten Teil des Beweismateriales für die Erforschung des altslavischen Kulturlebens. Die höhere Achtung für Originalnamen kann aber erst dann platzgreifen, wenn einmal eine ausführliche und populäre Anleitung vorhanden und eine systematische Basis hiefür geschaffen sein wird, wie man die Ortsnamen zu nehmen, zu überprüfen und zu deuten hat; und auch in dieser Richtung soll baldigst Wandel geschaffen werden.*)

M. Žunkovič:

Slavische Glossen in der »Lex Salica«.

Das alte in barbarischem Latein kodifizierte Strafgesetzbuch der salischen Franken, »Lex Salica« genannt, stammt einer Erzählung zufolge, die selbst schon aus der Zeit von 486—496 n. Chr. datiert, noch aus der heidnischen Zeit der Franken. Überdies weiss man, dass die Könige Childebert und Cloiar (i. J. 511 und 558) noch

*) Es besteht Aussicht, daß ein in diesem Sinne verfaßtes »Etymologisches Ortsnamenlexikon« schon in wenigen Monaten von der Bibliothek »Staroslovan« ausgegeben wird.

elliche Änderungen und Zusätze (Capitularien) verfügten. Die lateinische Sprache mag damals vielleicht auch die innere Gerichtssprache gewesen sein, aber der Richter mußte trotzdem, wie heute, im Parteienverkehre die Volkssprache sprechen. Zu diesem Behufe enthält das Gesetzbuch die sogenannten Malbergschen Glossen, d. i. die volksgebräuchlichen Sonderbegriffe für die verschiedenen Straffälle.

Die Gelehrten streiten nun noch heute darüber, welcher Sprache diese Glossen angehören, und schreiben sie teils der keltischen, teils der deutsch-fränkischen Sprache zu; tatsächlich sind sie aber slavisch. Als typisches Beispiel sei hier „krevbeba“ erwähnt, ein Ausdruck, den bisher niemand enträtselte, obschon man weiß, daß er „Mordverheimlichung“ bedeutet. Im Capitulare II, Pkt 5 heißt es: „De crevbeba. — Wer einen freien Mann, sei es im Walde, sei es an einem sonstigen Orte tötet und ihn, um dies zu verheimlichen, verbrennt, zahlt 600 Soldi; wer eine Frauensperson gleichen Ranges tötet und die Leiche verbrennt, zahlt 1800 Soldi als Sühne.“ — Nun ist aber „crevbeba“ weder deutsch noch keltisch oder altfränkisch nach den heute gangbaren Ansichten der Sprachforscher, und wäre die reelle Etymologie nicht unschwer herauszufinden gewesen, wenn man nicht fortgesetzt und geradezu bewußt dem Slavischen ausweichen sowie nebstbei auch logisch denken würde, denn auch die geschichtliche Ethnographie darf dabei nicht als Beweis ausgeschaltet werden. — Der Begriff „krev“ (= Blut) ist jedem Slaven bekannt; „bebiti“ kennt wohl nur mehr der Slovane in der Originalbedeutung: überfölpeln, jemandem ein Blendwerk vormachen (böhm. „blbec“ = Tölpel); der Ausdruck „crevbeba“ sagt daher im Slavischen genau dasselbe in einem treffenden Schlagworte, was das uralte Gesetz ansonst beschreibend darlegt. Wendete man aber damals reinslavische Rechtsbegriffe an, so müssen in jenem Gebiete auch Slaven gewohnt haben, und dieses ist auch toponomisch wie urkundlich nachweisbar.

Im Saale-Gebiete war doch die „Windische Mark“ (als Grenzland) und der „Hassengau“ (d. i. „chasa“ = Gau, Bezirk, der eine Abteilung Soldaten stellt), ist am Balkan noch immer im Gebrauche, und deutet eine Stelle in der Königinhofer Handschrift auf die gleiche Organisation in Böhmen. An der Saale sind auch Namen von Orten zu finden, die absolut keinen Zweifel zulassen, daß sie nur slavisch sein können, wie: Borove, Borlitzken, Zcörnitz, Delič, Horken, Ilava, Krikovo, Lezkove, Lobič, Lunove, Mezoburium (Mezibor, Merseburg), Trebitz, Wese (ves) u. v. a. —

In ethnographischer Hinsicht weiß man doch auch, daß hier tatsächlich Slaven, meist „Sorben“ genannt, saßen, weil dies alte

Chronisten erzählen und die verschiedenen Urkunden oft von „*regione Slavorum*“ daselbst sprechen. — Etwa um die Mitte des VI. Jahrhunderts n. Chr. saß nach Paulus Diaconus („*De gestis Longobardorum*“) die große Masse der Slaven noch jenseits der Elbe; um das Jahr 561 rechnete man das ganze, später sorbische Land, zu Thüringen. Man hat allerdings auch hier eine kleine Völkerwanderung konstruiert und gesagt: die Deutschen haben die Odergegenden verlassen (?) und da seien die Slaven nachgedrungen; wir finden daher letztere schon zu Ende des VI. Jahrhunderts an der Elbe sesshaft. Zu gleicher Zeit seien die Sorben bis an die Saale vorgedrungen, denn letztere wird schon von Einhard (*Vita Caroli Magni*) als Grenze zwischen den Thüringern und Sorben erwähnt.

Die slavischen Glossen in der *Lex Salica* machen aber alle diese Wanderungs-Kombinationen zunichte, denn sie sagen automatisch, daß es schon mindestens um das Jahr 400 n. Chr. slavische Bewohner in Unterfranken gab, die nicht nur kodifizierte Strafgesetze kannten, sondern auch eine ganz bedeutende Kultur gehabt haben mußten, da sie mindestens zweierlei Münzen besaßen („*soldi*“ und „*dinari*“). Ob dies eine Unkultur bedeutet, wenn man fast alle Verbrechen mit Geld sühnen kann, wie man vielleicht behauptet, muß wohl stark angezweifelt werden, denn dieses gilt doch auch noch heute bei Personen höheren Ranges zum großen Teile, und wir wollen doch nicht in einer Zeit der Unkultur leben!

Wir sind also durch die slavischen Glossen der *Lex Salica* um einen unabweisbaren Beleg für das Altslaventum bereichert, denn wir sehen daraus, wie das Märchen von der Völkerwanderung immer mehr verblaßt, sowie daß alle Belege gegen die Einwanderung der Slaven doch nicht vernichtet oder unkenntlich gemacht werden konnten.

In der „*Lex Salica*“ sind aber noch mindestens weitere hundert ähnliche rechtsterminologische Begriffe enthalten; überdies werden darin Ausdrücke angeführt, die namentlich dem Böhmen und Slovenen geläufig sind und überall auch dieselbe Bedeutung haben, wie z. B. „*dructe*“ (= *druh*, *drug*, Genosse), „*hallus*“ (= *haluz*, Gestrüpp), „*kletis*“ (= *klef*, Keller), „*schodo*“ (= *škoda*, Schaden), „*sonnis*“ (= *zona*, Angst), „*voronio*“ (= *vran*, *vranec*, Rapp, schwarzes Pferd). — Es würde sich daher empfehlen, wenn sich ein sprachlich gebildeter Jurist dem eingehenden Studium dieser alten Gesetzesquelle und der ziemlich bedeutenden Literatur über dieselbe unterziehen würde, was auf alle vorhandenen Originalhandschriften auszudehnen wäre, da die Glossen in der Tradition wie Transskription möglicherweise auch schon bedenklich entstellt erscheinen.

Für jeden Fall zeigt dies, daß die Altslaven an Rechtsdeterminationen weit reicher waren, als man annimmt, und ist es klar, daß gerade in diesen die reellsten Beweise für die Erkenntnis des wirklichen rechtssozialen Lebens erhalten sind. Der Impuls zu weiteren Forschungen in dieser Richtung ist hiemit gegeben; das Resultat kann schon mit Rücksicht auf die wenigen hier gebotenen Beispiele unmöglich ein negatives sein.

Slavische Geschichtsquellen.

Vorbemerkung.

Die Verfassung einer pragmatischen Urgeschichte der Slaven ist heute im Prinzip unmöglich, weil sich da immer die Völkerwanderungsmythe in die Quere legt, wodurch alle älteren Existenzbeweise der Slaven in Schatten gestellt erscheinen; überdies sind viele Quellen unbekannt, viele unbeachtet, viele unkritisch behandelt.

Um nun einen sicheren Boden für die Verfassung eines solchen Geschichtswerkes vorzubereiten sowie auch zugleich ein Vorinteresse hiefür in weitere Kreise zu tragen, was über die Urzeit der Slaven bereits geschrieben wurde, sollen hier fortschreitend die vornehmsten Quellen angeführt und die wichtigsten Textstellen dabei wörtlich wiedergegeben werden, um die Originalität tunlichst zu wahren; überdies sind Werke dieser Art meist selten, daher auch für den Einzelnen schwer erreichbar.

Mit der Veröffentlichung wird hier von der jüngsten Zeit begonnen und von da systematisch in der Wahl so vorgegangen, um an dem Ariadnefaden nach rückwärts tastend, reell festzustellen, inwieweit die ältesten Quellen an uns richtig gekommen sind, wann sie entstell wurden oder wo sie unterbrochen sind.

Die Redaktion.

I. L. A. Gebhardis Vorrede zur »Geschichte aller Wendisch-Slavischen Staaten«.*)

Erläutert von Dr. A. Kovačić.

In den Jahrbüchern der Welt findet sich keine Völkerschaft, welche so sehr die Aufmerksamkeit der Weltweisen an sich zieht, als diejenige, die man bald die wendische, bald die slavische Nation nennt. Denn diese bewohnt oder beherrscht jetzt die Hälfte von Europa und Asien, und schon im 17. Jahrhunderte gab der Regent eines Teiles derselben, Feodor, Großfürst der Russen, nicht durch ein fürchterliches Heer, sondern durch einige hundert Abenteurer seinem Reiche eine solche Ausdehnung, daß es weit größer ward, als irgendeine der ältesten Monarchien, die von unseren Vorfahren Herrschaften der ganzen Welt genannt, und deren zahlreiche Eroberer fast als übernatürliche Menschen bewundert zu werden pflegten. Die Urheber dieser furchtbaren Nation machten keine Entwürfe zur Errichtung großer Staaten, sondern dachten nur auf Zerstörung blühender Staaten, oder auf Befriedigung ihrer Leidenschaften, vernichteten gewöhnlich durch Eigenwillen und fehlerhafte Regimentsverfassungen die Vorteile, die sich ihnen ungesucht darboten, und gelangten dennoch zur beträchtlichen Größe, die bei ihren Nachkommen noch immer im Wachsen begriffen ist. Die Nachrichten, die von dieser Nation vorhanden sind, fangen mit ihrer Kindheit an und werden nicht nur für den Geschichtsschreiber der Nation, sondern für jeden, der sich über Entstehung menschlicher Größe durch Thathandlungen belehren will, so wichtig, daß man schon lange hätte auf eine vollständige allgemeine Geschichte aller Wenden denken müssen, die aber bis jetzt noch immer fehlt.

Unter einer vollständigen Geschichte muß man sich hier eine solche, auf Wahrheit gegründete Erzählung von Thathandlungen vorstellen, die nicht bloß einen oder den anderen Stamm der Wenden allein betrifft, sondern welche vielmehr zeigt, wie die wendischen

*) Halle 1790. — Diese »Vorrede« wird hier wörtlich wiedergegeben, um zu zeigen, welche Ansichten man vor etwa 125 Jahren in der Wissenschaft noch über die Slaven hatte, wie sich da Wahres und Märchenhaftes, Logisches und Unkritisches bunt durcheinander drängt und inwieweit sich die Ansichten seither zu Ungunsten der Slaven ohne sichtbaren Grund geändert haben, wobei noch aus gelegentlichen Bemerkungen in dem Hauptinhalte hervorgeht, daß Gebhardi durchaus kein Freund der Slaven war. Aber gerade seine Natürlichkeit und der Umstand, daß er fast alle Chronisten, welche in den europäischen Sprachen über die Slaven schrieben, als seine Quellen anführt, machen uns seine Darstellungen doppelt willkommen. — Bei der Wiedergabe wurde nur die Rechtschreibung sowie bisweilen eine veraltete Redeweise modernisiert. — Alle mit Sternchen versehenen Anmerkungen stammen vom Kommentator.

Leute, die bei dem Anfange der christlichen Zeitrechnung als herrenlose Hausväter aus dem Acker und in den Wäldern ruhig ihren nöthigen Unterhalt zusammensuchten, aus Jägern Freibeuter, dann eine kriegerische Nation, endlich Eroberer und zuletzt Stifter mannigfaltiger Staatssysteme geworden sind. Eine Erzählung, welche das Auszeichnende der Sitten und Grundsätze aller Wenden, und die Ökonomie, das Steigen und Fallen aller einzelnen wendischen Staaten auf das genaueste schildert. Eine solche Geschichte fehlt noch, obgleich einige Ausarbeitungen vorhanden sind, die den Titel allgemeiner slavischer Jahrbücher führen.

Zu diesen letzteren sollen gehören: *M. Jacob Jacobaei viva Gentis Slavicae Delineatio, Leutichoviae 1642*; *Papaneck, Historia Gentis Slavorum und Witbii Antiquitates Gentis Henetae*, von welchen Schriften ich keine gesehen habe. Dem Titel nach müßte auch *Vandalia Alberti Krantz, Coloniae impressa 1519*, und des Maltheserabtes Mauro Orbini (eines Ragusaners) Werk, mit der Aufschrift: *il Regno degli Slavi, Pesaro 1601*, die allgemeine slavische Geschichte vortragen. Allein jene schränkt sich, sowie mehrere *Chronicae Slavorum* des Mittelalters, nur auf das holsteinische, mecklenburgische, pommersche und polnische Reich, dieses aber bloß auf Dalmatien und Kroatien ein. *Schurzfleischii Res Slavicae 1670* (in seinen *Operibus historicis politicis, Berlini 1699, 4. p. 458—470*) enthalten nur allgemeine Bemerkungen über Ursprung, Wachstum und Verfassung der ältesten Wenden und stehen den weit vollkommeneren 31 Anmerkungen hinter Mascous II. Bande seiner „Geschichte der Teutschen“, S. 205, weit nach. Im *Hermanno Slavico brevi delineatione adumbrato a G. H. Ayrero, Gottingae 1768* sind bloß Meinungen verschiedener Gelehrten über Wenden, wendische Stämme und wendische Sitten vorgebracht, und *Josephi Sim. Assermannii Kalendaria Ecclesiae universae* enthalten kurze Annalen der Sarmaten und Slaven überhaupt (T. I. P. II. Romae 1755, 4), der teutschen und illyrischen slavischen kleineren Stämme (T. II), der Mähren und Bulgaren (T. III), und der Russen, Böhmen, Kroaten, Serwier und Polen (T. IV). Des Herrn Justizrat Gercken „Versuch in der ältesten Geschichte der Slaven, besonders in Teutschland, aus den besten gleichzeitigen Schriftstellern verfasst“ (Leipzig 1771) erläutert nur die ältesten Begebenheiten der Slaven, und verbreitet sich insbesondere über die Geschichte der östlichen Wenden. In Johann Christophori de Jordan zweien Bänden „*De Originibus Slavicis*“ (Vindobona 1745) ist nur einem künftigen wendischen Geschichtsschreiber durch Mitteilung und Zusammenstellung vieler Materialien vorgearbeitet worden, obgleich im I. Bande ein Versuch gemacht ist, die



ältesten wendischen Volksgeschichten aus diesen Quellen, u. zw. in Beziehung auf Böhmen und Mähren, wahrhaft vorzutragen. Noch nutzbarer hat in dieser Hinsicht Herr Reichsarchivarius Stritter für den Geschichtsschreiber durch sein bekanntes Werk gesorgt, dessen 1774 zu St. Petersburg abgedruckter und hierher gehöriger II. Band diesen Titel hat: *Memoriae Populorum olim ad Danubium, Pontum euxinum, Paludem Maeotidem, Caucasum, Mare Caspium, et inde magis ad Septentriones incolentium e Scriptoribus Historiae Byzantinae erutae et digestae; Tomus II. Slavica, Servica, Chrovatica, Zachlumica, Terbunica, Paganica, Diocleria, Moravica, Bosnica, Bulgarica, Valachica, Russica, Polonica, Lithuanica, Prussica, Samotica, Permica et Boemica complectens*; denn in selbigem ist nicht nur alles, was sich in den griechischen Schriftstellern findet, chronologisch geordnet, durch Anmerkungen geprüft und kurz erläutert, sondern es gibt auch in einer Einleitung von Namen, von den verschiedenen Stämmen, Sitten und Wanderungen, von den vornehmsten Begebenheiten, von den Regenten und berühmten Männern eine kurze und sehr brauchbare Nachricht.

Bei der Abfassung einer wendischen allgemeinen Geschichte zeigen sich viele Hindernisse, die dieses Geschäft außerordentlich erschweren, und zum Teil aus dem Mangel glaubwürdiger alter Urkunden, zum Teil aber aus den stets abwechselnden sehr großen Revolutionen, welchen diese Nation und jeder ihrer Stämme stets unterworfen gewesen ist, herrühren.

Die wendische oder slavische Sprache war zwar ehemals durch halb Europa und einen großen Teil von Asien verbreitet, und wenn man dem Latomus, einem mecklenburgischen Chronikenschreiber, der 1610 seine Arbeit vollendete, glauben will (*de Westphalen Monum. inedita rerum Cimbricarum T. IV. p. 9*) so ward sie einstens sogar in Afrika bei dem ägyptischen Heere gebraucht. (*Rumelinus ad auream Bullam, Tubingae 1702, p. 840*). Auch verlangte Kaiser Karl IV. (*Aurea Bulla C. 30*), daß jeder Kurfürst die wendische Sprache fertig reden solle, in der Absicht, selbige zu einer herrschenden Sprache zu machen. Aber dennoch ist diese Sprache im deutschen Reiche, Böhmen, Mähren, Kassuben, Lausnitz und Kärnten ausgenommen, zeitig unterdrückt und vertilgt worden, und zugleich sind auch alle alten wendischen Urkunden, falls dergleichen jemals vorhanden gewesen waren, verschwunden. Die Wenden gebrauchten zwar römische Schrift, allein nur in den wenigen Gegenden, in welchen sie an Dänen und Schweden grenzten, und auch nur bloß zu Inschriften auf Götzenbildern. (?) Bücher und Bücherschriften waren ihnen zwar nicht unbekannt, wurden jedoch nicht geachtet, und selbst nach der Zeit, da Cyrillus und

Methodius ein den vielen Tönen der wendischen Sprache angemessenes neues Alphabet ersonnen hatten, gebrauchte man diese Schreibkunst lange nicht zur Aufbewahrung der Geschichte, sondern zu Gesängen und Kirchenschriften, denn die ältesten Nationalschriftsteller, nämlich Christannus in Böhmen und Nestor in Rußland, schrieben erst im XI. Jahrhunderte (Allgem. Welthist., XXXI. T., S. 255) und ersterer bediente sich der lateinischen Sprache. Ein anderes Mittel, berühmter Männer Andenken lebhaft zu erhalten, nämlich das der Volkslieder, war zwar von einigen Wenden zur Befriedigung ihrer Ruhmesbegierde verwendet worden, allein abgesehen davon, daß die meisten Volkslieder vergessen sind, so können selbige überhaupt keine zuverlässige, vollständige und zusammenhängende Geschichte veranlassen, weil ein Lied in jedem Munde Abänderungen erleidet, vorsätzlich mit Erdichtungen ausgefüllt und gewöhnlich erst lange nach der Zeit, da die besungene Tat geschah, aufgesetzt worden ist. Einige Geschichtsschreiber der Polen, Böhmen und Kroaten, welche von diesen Liedern günstiger dachten und aus selbigen den ersten Teil ihrer Jahrbücher verfertigten, bestätigen diese Bemerkung, denn da ihre Erzählungen weder unter sich, noch mit der dokumentierten Geschichte der Nachbarn übereinstimmen, so verrät sich ihre und der alten Volkslieder Unzuverlässigkeit. Verschiedenen dieser Autoren lag auch die Wahrheit so wenig am Herzen, daß sie die Lücken, die die Lieder ließen, mit Erdichtungen ausfüllten, welche sie aber bei dem Mangel an hinreichender synchronistischer Weltkenntnis so ungeschickt einrichteten, daß eine geringe Prüfung sie aufdeckte. Diese Erdichtungen wurden vornehmlich nach dem Jahre 1500 in die Chroniken aufgenommen, anfangs unter dem Scheine unbezweifelnder und aus verlorenen Chroniken abgeschriebener Tatsachen, später aber als solche Mutmaßungen, die durch eine Reihe von verwandten wahren Begebenheiten eine an die Wahrheit nahe angrenzende Wahrscheinlichkeit erhalten hätten. Aus Chroniken dieser Art kann ein Geschichtsschreiber, der nur das melden will, was sich beweisen läßt, für ältere Zeiten kein Material entlehnen, und bleibt ihm daher kein anderes Hilfsmittel bei seiner Arbeit übrig, als daß er seine Zuflucht zu fremden Schriftstellern nimmt. Diese sind Griechen, Italiener und Teutsche, überhaupt aber Leute, die nur die auswärtigen Taten der Wenden sicher aufzeichnen konnten, die die innere Verfassung der Staaten nicht hinlänglich kannten, die sich um soviel weniger von einer schädlichen Parteilichkeit lossagen konnten, da die unbegrenzte Mord- und Verheerungswut der Wenden sie gegen diese Völkerschaft erbittert hatte, und die außerdem, wenn sie, wie es bei den meisten der Fall war, christliche Geistliche waren, die Wenden als hartnäckige Verehrer der Götzen verabscheuten.

Der allgemeine Geist der wendischen Nation stimmte auf unbegrenzte Freiheit und Patriarchalverfassung, und nur die mächtigeren Waffen einiger Nachbarn nötigten die unabhängigen Jäger und Ackersleute, sich einem Oberhaupte zu unterwerfen, um unter dessen Anführung sich ihrer Feinde zu erwehren. Ihr Krieg brachte sie bald in fruchtbare und reichkultivierte Staaten, und gewöhnte sie an das Beutemachen, Verwüsten und Niedermetzeln. Ihr Raub bot ihnen Bequemlichkeiten und Vergnügungen, die sie vor dem nicht gekannt hatten und wenn derselbe aufgezehrt oder verbraucht war, so trat bei ihnen die Sehnsucht nach diesen Bedürfnissen bis zu einer solchen Stärke ein, daß sie alles wagten, um diese wieder zu erlangen. Und so entstanden daher mannigfaltige Streifzüge gegen Teutsche, Italiener oder Griechen unter der Anführung vieler Heerführer oder gewählter Woiwoden. Einige dieser Woiwoden sammelten Schätze und Macht genug, um nach Beendigung des Zuges ihre Macht zu behaupten. Andere im Gegenteil traten bald mit einander in Verbindung und erhielten sich durch vereinte Kraft bei ihrer Würde, bald aber stellten sie sich neben einander oder wanderten auch mit ihren Anhängern in entvölkerte Gegenden, gaben ihrer Partei neue Namen, und stifteten neue Staaten, über welchen sie nicht als Vorgesetzte, sondern als Monarchen oder wenigstens als Aristokraten herrschten; öfters aber fand auch der Besitzer eines Hains oder Tempels durch Aberglauben oder verübte Scheinwunder Gelegenheit, sich zum Oberherrn verschiedener kleiner Monarchen aufzuwerfen. Die Monarchen und Aristokraten versuchten ihre Gewalt auf ihre Kinder zu vererben, allein gewöhnlich behaupteten die Völkerschaften, die ihnen gehorchten, das Recht, ihr Oberhaupt zu wählen, verstießen auch öfters ihren Fürsten und gesellten sich zu einem anderen Woiwoden, der entweder mehr Kriegsglück hatte oder auch Beredsamkeit genug besaß, um die äußerst leichtsinnigen wendischen geringeren Leute für sich einzunehmen. In jenen Staaten, in welchen die Regenten das Erbfolgerecht ihres Stammes gründeten, verteilte der regierende Vater sein Reich unter seine Söhne, und bestimmte einen derselben zum Ältesten oder Oberfürsten, mit der Macht, seine Brüder als Statthalter zu behandeln, und ihre Landschaften gegen andere auszutauschen. Diese Einrichtung veranlaßte stete Geschlechtskriege und unaufhörliche Errichtungen neuer und Zerteilungen alter Staaten, und überhaupt eine Verwirrung, die in Verbindung mit jenen Begebenheiten das Geschäft, die allgemeine Geschichte der Wenden in bequeme Perioden zu zerteilen, und diejenigen Staaten auszusondern, welche regierend gewesen sind, und gewisse einzelne berühmte Völkerschaften zu Untertanen gehabt haben, ungemein erschwerte.

Zuerst erscheint die slavische Nation unter dem Namen der Wenden als eine solche Völkerschaft, die nur durch eine gemeinschaftliche Sprache zusammengehalten wurde, und bloß auf Lebensunterhalt, nicht aber auf Ruhm und Beute dachte. Bei den bekannten Wanderungen der Teutschen und Nordleute nach den Provinzen des griechischen Reiches, sahen und empfanden diese, wie es scheint, zuvor genügsamen und harmlosen Leute, was die Macht der Waffen bewerkstelligen könne, lernten Bequemlichkeiten kennen, von welchen sie zuvor nichts wußten, und versuchten selbst das Kriegsglück. Durch diese Veranlassung entstanden daher die Stämme, von welchen zwei, die auswanderten, sich Slaven und Anten nannten, die zurückbleibenden aber den alten Stammnamen beibehielten, obgleich viele schon damals getrennte kleine Völkerschaften ihre besonderen Namen hatten. Man findet von dieser Revolution folgende Nachricht des Jornandes, welcher im VI. Jahrhunderte lebte (*de rebus Geticis, in Muratori Scr. rer. Italic. T. II. p. 194: ab ortu Vistulae fluminis — Vinidarum natio populosa consedit. Quorum nomina, licet nunc per varias familias et loca mutantur, principaliter tamen Sclavini et Antes nominantur*): und Procopius hat davon in sein Werk „*de bello Gothico*“ (*ibid. p. 313*) folgende Stelle eingerückt, in welcher er den Namen Wende durch die griechische Übersetzung unkenntlich macht: *nomen etiam quondam Sclavenis Antisque unum erat; utrosque enim appellavit Sporos antiquitas, ob id ut opinor quia „sporáden“, hoc est, sparsim et rare positis tabernaculis regionem obtinent, quo fit, ut magnum occupent spatium*. Auch führen diejenigen Völkerschaften, die in Dalmatien und Illyrien Slaven genannt wurden, in den fränkischen Annalen den Namen der Winidorum, und Helmoldus, der unter den Wagirer-Wenden wohnte und alle die Völker genau kannte, deren Beherrscher sich in lateinischen Urkunden den Titel *Reges, Duces et Principes Slavotum* beilegte, meldet in der von ihm am Ende des XII. Jahrhunderts verfaßten *Chronica Slavorum*, daß alle teutschen Slaven noch den Namen Winithi oder Winuli führten, obgleich die Polen, Russen, Böhmen, welche Fredegarius im VII. Jahrhunderte noch „*Sclavos cognomento Vinidos*“ hieß, Kärntner und Sorben, und andere, die vom slavischen Hauptstamme herkamen, ihn verworfen, und den besonderen Stammnamen vorgezogen hätten. Es liegt demnach in dem Widerspruche, den einige slavische Schriftsteller gegen den Satz, daß der wahre alte allgemeine Stammname aller slavischen Völker der Name Wende sei, in ihren Schriften äußern (Anzeigen aus sämtlichen k. k. Erbländern, Wien 1773, III. Jahrg. S. 164 u. f.), nur ein Mißverständnis, welches gehoben wird, sobald man zugibt, daß die ungarischen Slovaken, welche doch von den dortigen Teutschen windische Leute

genannt werden, nicht unmittelbar von den nördlichen Wenden, sondern von den griechischen Slaven herkommen. Die Beschuldigung, daß bei den Deutschen wendisch und betrügerisch gleichbedeutende Wörter wären, bestätigt sich nicht durch den Sprachgebrauch, und wenn auch dieser schlimme Nebenbegriff wirklich vorhanden wäre, so würde er doch der weit anstößigeren Nebenbedeutung des Wortes „Slav“ und „Sclav“ so sehr im entehrenden Werte nachstehen, daß auch in dieser Hinsicht jener Name diesem vorgezogen werden muß.*)

Man ist noch nicht einstimmig, wie viele Völkerschaften zu den Wenden gerechnet werden müssen. Herr Haquet (v. Born, Abhandl. einer Privatgesellschaft in Böhmen, II. Bd. S. 242) versichert, daß die Kirgisen und Kroaten der Sprache nach Stammvetter sind. Vermöge des III. Teiles der *Oryctographia Carniolica* oder „Physikalischen Erdbeschreibung des Herzogtums Krain, Istrien und zum Teil der benachbarten Länder“ (Vorrede) findet man slavische Wörter nicht nur in helvetischen Dialekten, sondern auch in den östlichen sibirischen Sprachen und selbst auf den neuentdeckten Freundschafts-Inseln. Allein diese können durch Rußland in selbige gebracht sein, oder von Wurzelwörtern der alten verlorenen Hauptsprache herkommen, von welchen andere Nationen ihre gleichlautenden Wörter abgeleitet haben.**)

Herr P. Dobner a S. Catharina (*ad Hajek a Liboczan Annales Bohemorum Part. II. Praef. d. 3*) zählt zu den Slavinen die Circassier auf die unerhebliche Angabe des *Henselii in Synopsi universalis Philologiae et Harmonica Linguarum totius Orbis*, und weil einige cirkassische Wörter und Namen sich aus dem Slavischen einigermaßen erklären lassen; dann die Kosaken, ferner die Chasaren, weil S. Cyrillus (*Vita S. Cyrilli in Actis Sanct. ad d. 9. Martii*) bei ihnen slavisch reden lernte, und die Avaren, weil Kaiser Konstantin diese einmal im 29. Kapitel *de Administr. Imp. Slaven* nennt. Allein diese Nationen, die Kosaken, welche eigentlich Russen sind, ausgenommen, bekamen die angezogenen Wörter durch die Slaven an der Donau, über welche sie herrschten, und daß die Circassen so wenig als andere Nationen am Caucasus slavisch reden oder verstehen, bezeugt Bayer und von Peysonel. Da Nestor, der älteste russische Geschichtsschreiber, selbst in Rußland verschiedene Völker von den wendischen Stämmen absondert, nämlich die Trisnen, Kriwiczen, Radimiczen, Waticzen und Sewerier, so darf man wohl die Wenden östlicher

*) Der Name »Wende« ist indessen etymologisch geklärt worden, denn »ven, vin« bedeutet: Grenze, »Wende« sonach: Grenzbewohner, Nachbar.

**) Die richtige, großzügige Ansicht des Verfassers von einer einstigen Gemeinsprache muß besonders hervorgehoben werden.

nicht weiter, als etwa die eigentlichen russischen Grenzen sich erstrecken, suchen.

Nach den verschiedenen Dialekten teilt Herr D. Anton in den Ersten Linien eines Versuches über der alten Slaven Ursprung, Sitten, Gebräuche, Meinungen und Kenntnisse, S. 12, 17, die Wenden überhaupt in Slowen und Slawen ein, und versteht unter ersterem Namen die Polen, Serben, Kassuben und Zilleyer*), welche in ihrer Sprache keinen *Conjunctivum* haben, unter dem Namen der Slawen aber die Russen, Böhmen und Krainer. Außerdem zerrennt er in der Vorrede das Hauptvolk in Halb-Slaven, unter welchen er die Preußen, Wlachen, Letten und Lithauer versteht, und in Slaven oder 1. Russen, 2. Polen, 3. Tschechen oder Böhmen und Mähren, 4. Dalmatier, 5. Chrowaten, 6. Slowaken, 7. Kassuben, 8. Kassuben der Lauenburgischen Gegend, 9. Krainer, 10. Illyrier, 11. Lühower im Lüneburgischen, 12. Serwier, 13. Lausitzer um Bautzen, deren Dialekt in Schriften gebraucht wird, 14. Oberlausitzer um Löbau, 15. Niederlausitzer, 16. Altrussen, in deren Sprache die russischen Kirchenbücher verfaßt sind, 17. Slavonier, 18. Wlachen, und 19. Slesier, welche letztere vierfach sind, weil sie vier abweichende Mundarten, außer der allgemeinen Volkssprache, in den Gegenden von Kreuzburg, Rosenberg, Teschen und Pleß haben. In *de Jordan Originibus Slavicis P. IV. p. 108—128*, findet man eine Zerteilung der ganzen Nation in Kroaten, Glagoliten, Ungrische Slaven, Böhmen, Russen, Polen, Kärnter und Dalmatier, und *P. I. p. 72* werden die südlichsten Slaven nach den verschiedenen Dialekten abge sondert in Kroaten zwischen der Donau, Sau und Mur, in den Gespanschaften Warazdin, Zagora und Zagrab, in Winden in Kärnten bis Klagenfurt, Cilli und bis Windischgrätz, in Karnier in Krain, Cilli und Friaul, in Dalmatier am Adriatischen Meere, und in Slavonier zwischen der Drau, Sau und Donau. Allein die ungrisch-slavisches Sprache, welche böhmisch ist, zeigt, daß die Ungrischen Slovaken zu den Böhmen gehören, und unter Glagolitisch versteht man keinen Dialekt, sondern eine besondere Art von Schriftzügen, in welchen die kroatische Bibelübersetzung zu Papier gebracht ist. In der Walachei glaubt man alle Slaven unter drei Hauptbenennungen bringen zu müssen, (Herr Sulzer, Geschichte des transalpinischen Daciens II. B. S. 125) nämlich unter die der Leši (Polen), die der Moskali und Russi (Russen), und die der Sirbi (Serbier, Kroaten, Bosniaken, Raizen, Slavonier und Bulgaren). In dem neuen russischen großen Sprachwerke, welches den Titel hat: *Linguarum*

*) Bewohner des Kreises Cilli in Untersteiermark.

totius Orbis Vocabularia comparativa Augustissimae Cura collecta, Sect. I., Pars I, Petropoli 1786 (Allgem. deutsche Bibliothek 78. B. 2 St. p. 323) sind 12 verschiedene slavische Dialekte festgesetzt und die Wörter angegeben: po slavanski, slaveno-wengerski (ungarisch-slawisch), ilirjiski, bogemski, serbski, vendski, sorabski, polabski (eigentlich lüneburgisch-wendisch, denn das polabingisch-wendische ist zu früh vertilgt und nicht bekannt geworden), kašubski, polski, malo-rossijski und susdalski. Bei der 1548 zu Wittenberg gedruckten slovenskischen Bibelübersetzung nahm man Rücksicht auf Leute, die sechs verschiedene Mundarten redeten, und gab in einem Register die vom Krainischen abweichenden Wörter „po slovenski“ oder „bezjaški, hervatski, dalmatinski“ und „istrianski“ oder „kraški“ an. (Thumman, Untersuchungen über die alte Geschichte einiger Nordischen Völker p. 219). Herr Hofrat Schlözer bringt die wendischen Hauptstämme (Allgemeine Welthistorie XXXI. T. S. 331) vermöge der Sprachverschiedenheit unter sechs Abteilungen, nämlich: 1. die russische, deren Sprache mit griechischen, tatarischen, asiatischen, deutschen, holländischen und französischen Wörtern vermischt ist; 2. die polnische, unter welche auch der Sprachgleichheit wegen Lithauen, Polnisch-Preußen, das Wasserpolsche im preußischen Lithauen, das Kassubische und einige Gegenden Schlesiens gehören; 3. die böhmische mit Einbegriff von Mähren, eines Teiles von Schlesien und des Slovakischen in Ungarn; 4. die sorbische in der Neumark, Ober- und Niederlausitz und im Kottbusser Kreise; 5. die polabingische, aller zwischen der Oder, Elbe und Elmenau vorhandenen Wenden; 6. die windische, der österreichischen, steiermärkischen, kärntischen und krainischen Wenden; 7. die kroatische, deren Sprache aber vielleicht nur eine Varietät der windischen ist; 8. die bosnische, deren Sprache auch die Servier, Dalmaten, Illyrier und italienischen Slaven der dalmatischen Seeküste sprechen, und 9. die bulgarische.

Von dieser Klassifikation weicht Herr Hofrat Gatterer ab, welcher in der „Einleitung in die synchronistische Universalhistorie“, Göttingen 1771, p. 127 für die vornehmsten Mundarten der heutigen slavischen Sprachen erklärt, 1. das Russische in Rußland und polnisch Preußen; 2. das Polnische in Polen, in Preußen, in Schlesien jenseits der Oder, und in Litauen, wo es die Sprache der vornehmeren Leute ist; 3. das Böhmische in Böhmen, in Mähren und im größten Teile von Ungarn, in welchem es slovakisch genannt wird; 4. das Bulgarische der bulgarischen Bauern und der Raizen oder Rascier in Servien; 5. das Illyrische oder Kroatisch-

Dalmatische, welches in Kroatien, im eigentlichen Bosnischen und in Servien Abänderungen erleidet, und 6. das Wendische, welches verteilt werden muß in das südliche, welches in Österreich, Krain, der windischen Mark, Steiermark, Istrien und hin und wieder in Kärnten gesprochen wird, und in das nördliche der Lausitzer, Meißner, Brandenburger, Pommern, Mecklenburger, Lauenburger und Lüneburger, welches aber, außer in der Lausitz, dem Kolbusser Kreise, Kassuben und Lüchow im Lüneburgischen, erloschen ist.

Diese so sehr abweichenden Volksverteilungen, und der Umstand, daß öfters einerlei Sprache in sehr weit von einander getrennten Ländern, und zwar nur von einem Teile der Einwohner geredet wird, machen es unmöglich, nach dem Maßstabe, den die Dialekte darbieten, die wendische Geschichte in bequeme Abschnitte zu zertheilen. Man muß daher ein anderes Hilfsmittel zu dieser Arbeit aufsuchen, indem man nachforscht, ob nicht unter den verschiedenen wendischen Nationen eine selbstgewählte Absonderung oder auch Verbindung in bestimmten Staaten ehemals vorhanden gewesen ist?

Man könnte die wendischen oder slavischen Völkerschaften nach ihren Oberherren abtheilen, und avarische, griechische und fränkische Untertanen und freigebliebene Wenden in besonderen Büchern beschreiben; allein auch diese Ordnung hat Unbequemlichkeiten, die zu groß sind, um sie in einer Geschichte, die überall Deutlichkeit enthalten muß, zum Grunde zu legen; abgesehen davon, daß diese Einteilung sich nur dann würde gebrauchen lassen, wenn, was jedoch nicht geschah, alle wendischen alten Staaten aufgehoben wären. Der Herr Hofrat Schlözer entwirft nach der Richtschnur der Oberherrschaften (Allgemeine Welthistorie XXXI. T. S. 223) einen bequemeren Plan und theilt die Wenden ein: 1. in Russen (Russen, Novogoroder und Kosaken); 2. in Polen (Polen und Schlesier); 3. in Böhmen (Böhmen, Mähren und Lausitzer); 4. in Teutsche oder eigentliche Wenden, und zwar südliche (Österreicher, Krainer, Kärntner, Steiermärker, Friauler) und nördliche (Obotriten mit Inbegriff der Polaben, Wagrier und Linonen, Wilzen in Pommern und Pommerellen, Ukern in Brandenburg und Sorben in Obersachsen); 5. Illyrer (Dalmatier, Slavonier, Kroaten, Bosnier, Serbier und Ragusaner); 6. in Ungarn und 7. in Türken (Bulgaren, Walachen und Moldauer). Aber auch diese Abtheilungsweise ist mit Schwierigkeiten verbunden, die mich abhalten, sie bei meiner Ausarbeitung zugrunde zu legen. —

Einige ältere und neuere Schriftsteller wendischer Begebenheiten haben verschiedene willkürliche Einleitungen gemacht, die sich theils auf die Lage, theils auf die Regenten beziehen. Der Name Slavo-

nien oder Sclavinien, der ein Reich der Wenden bezeichnet, gibt selbst Veranlassung zu solchen Abteilungen; denn man findet wenigstens acht verschiedene Staaten, die „Sclavinien“ heißen, nämlich einen, der das serbische Dalmatien bei Ragusa begriff, einen im VI. Jahrhunderte in der Wallachei und Moldau, einen in Kärnten und einen seit dem Jahre 803 zwischen der Drau und Sau, der bis jetzt allein die Benennung Slavonien behalten hat. Dann hieß auch in der griechischen kaiserlichen Hofsprache ganz Dalmatien, (s. meine Hungrische Geschichte III. T., S. 409) und am fränkisch-kaiserlichen Hofe, Krain, Kärnten, die windische Mark ein Teil von Österreich und Slavonien (im 8. Jahrhunderte) Slavina und endlich war ein anderes oder das kleine Slavonien, der Staat von 18 wendischen Völkerschaften in Brandenburg, Mecklenburg, Lauenburg, Holstein und Verpommern, und wiederum ein anderes Slavien das pommersche Gebiet jenseits der Oder nebst Kassuben (*Chron. Gotwicense P. II. p. 775*). —

Adam v. Bremen (*Hist. Eccles. L. II. c. 10, 24*) teilt die Winulos, Wenden oder Slaven 1. in Slaven der hamburgischen Diözese (Wagrier, Obodriten, Polabingen, Lingtonen Warnaher, Chizziner, Circipaner, Tholosanter, Rhetarier); 2. in Slaven zwischen der Elbe und Oder (Hevelder, Doxaner, Liubuzzer, Wiliner, Stoderener); 3. in Slaven an der Elbe (Böhmen und Soraben). — Helmold, ein slav. Schriftsteller des 12. Jahrhunderts, erweitert diese Einteilung (*Chron. Slavor. I. I. Cap. 1.*) und belegt die größtenteils hier übergangenen Wenden mit dem Namen der östlichen Slaven, die übrigen aber mit dem Namen der Wenden im genaueren Verstande in folgenden Worten: „*Slavi orientales ad littus australe, Ruzi, Poloni, Pruzi, Bojemi, Morahi sivi Carinthe, Sorabi: quodsi adjeceris Ungariam in partem Slavoniae, ut quidam volunt, quia nec habitu nec lingua discrepat, eo usque Slavicae linguae succrescit ut pene careat aestimatione.* — *Provincia eorum Slavorum, qui Winithi sive Winuli appellantur: Pomerani, Sorabi, Wilzi, Heruli vel Heveldi, Lcubuzi, Wilini, Stoderani et multi alii Liguones, Warnavi, Obotriti, Polabi, Wagiri, Vemere, Rani sive Rugiani.* — Auch zertrennt er die letzteren an einem anderen Orte (L. I. c. 16.) in die Slaven der östlichen und westlichen Provinz, ohne die Grenzen dieser beiden Provinzen genauer zu bestimmen, scheint aber unter der westlichen Provinz, weil er selbige dem Herzog Bernhard von Sachsen zueignet, die in Herzog Heinrichs von Sachsen Urkunden angegebene *Transalbina Slavia* (*dipl. 1154, de Westphalen M. ined. r. Cimbr. T. III. p. 1998.*) zu verstehen, welche die Bischoftümer Ratzeburg, Lübeck und Schwerin begriff. Der unbekannt Verfasser der im dreizehnten Jahrhunderte aufgesetzten Chronik der Slaven (*Lindenbrogii*

Script. rer. Germ. p. 189.) behält Helmolds Völkernamen bei, gedenkt aber eines größeren Sclaviens gegen Dalmatien zu, und eines kleineren zwischen Sachsen, Böhmen und der Ostsee. Otto von Kirchberg theilte 1378 (*de Westphalen Mon. inedit. rer. Cimbr. T. IV. p. 595.*) das ganze Wendland in Ost- und Westerwende, zählte zu den letzteren alle jene Völker, die Helmold Winither nennet, und sagt von den übrigen:

Gen Osten wohnt der Wende Heer,
 Russen, Polen, Prussen, Böhmen,
 Sorabia, Kernithen, Merhern,
 Ungirn, ein Land heißit Slevenye. —
 Hier nimmt der Ostirwende
 Land Uzrichtung ein Ende.

Dieser Begriff vom östlichen Slavien war aber demjenigen, den man von diesem Lande in den älteren Zeiten in der fränkischen Reichskanzlei sich machte, nicht völlig gemäß; denn die *Annales Laureshamenses* melden vom Kaiser Ludwig (*ad An. 822*) *omnium Orientalium Sclavorum, hoc est Abotritorum, Soraborum, Wilsorum, Behemanorum, Maruanorum, Predecentorum, et in Pannonia residentium Avarum, legationes — exceptit*, und zählen also auch viele westliche Slaven des v. Kirchberg zu den Ostslaven. Übrigens wurden innerhalb der nächsten hundert Jahre nach Kaiser Ludwigs Tode alle Slaven jenseits der Elbe, mit Einschluß der Böhmen, zum Herzogtume Sachsen, die übrigen aber in Krain, Kärnten, Österreich, Slavonien und Friaul zum Herzogtume Bayern gelegt, und nach dieser Abtheilung auf den teutschen Reichstagen als zwei abgesonderte Nationen behandelt.

In neueren Zeiten gab Johann Simonius eine besondere Einteilung der helmoldischen Wenden an (*Vandalia 1598* in *de Westphalen M. i. r. T. I. p. 1543*), die aber keinen Beifall gefunden hat, und redete von einer vierfachen *Slavo-Vandalia*, nämlich einer nördlichen für Rügen, Femern und Wismar; einer östlichen für Pommern, Kissin, Lebus, Tolenz, das Land an der Pene, und Neu-Brandenburg; einer südlichen für die Heveller, Brizaner, Prignitzer, Wilinen und Stoderanen; und einer westlichen für die Warner, Obotriten, Polaben und Wagrier.

Herr P. Dobner bringt alle Slaven und Wenden unter drei Ordnungen, nämlich 1. unter die Klasse der Klein-Slavania, worin gehören die Wagrier, Polaben, Abodriten nebst den Brizanern, Smeldingern, Warnabern und Kissinern, die Circipaner, die Rugier, die Tolenzler, die Rhedarier, die Wilzen, nebst den Doxanern, Hevellen und Stoderanen, die Leubusier und Pomoranen; 2. unter die Klasse der Pola-

chen und 3. unter die Klasse der Gross-Sclavarien, welche begreift die Lusizer, die Zlesaner (Schlesier), Gross-Serbien (Meissen und Lausitz), Gross-Chrobacia oder Böhmen und das Königreich Mähren.

Herr Hofrat Gatterer, welcher in seiner „Einleitung in die synchronistische Universalhistorie“, Göttingen 1771, den ersten Entwurf einer vollständigen wendischen Geschichte geliefert hat, handelt die ältere wendische oder slavische Geschichte nach fünf Perioden ab, nämlich der Sarmatischen, die bis zum Jahre 332, der Gotischen, die bis zum Jahre 376, der Hunnischen, die bis zum Jahre 453, der Gepidisch-Bulgarischen, die bis zum Jahre 552, und der Avarischen, die bis zum Jahre 827 fortläuft; dann aber teilt er die besondere Geschichte der teutschen Slaven 1. in die der südlichen Slaven, die aus der avarischen unter die fränkische Hoheit durch Karl des Grossen Waffen kamen; 2. in die der nordischen Slaven oder der Obotriten, Wilzen, Böhmen, Linonen, Sorben, Siusler, Moraven, Heveller, Redarier und Polen; und 3. in die der Wenden an der Ostsee, und beschreibt in abgesonderten Abschnitten die Schicksale der Reiche Gross-Mähren, Polen, Russland, Böhmen und Ungarn ausführlicher.

Herr Hofrat Schlözer („Allgemeine Welthistorie“ 31. T. S. 220) bestimmt, ausser der allgemeinen wendischen Geschichte, die aus den byzantinischen Schriftstellern geschöpft wird, vierundzwanzig besondere Geschichten einzelner Staaten, als Teile einer ganz vollständigen Nationalgeschichte. Diese besonderen Geschichten sind: die Geschichte der Russen, Novogoroder, Kosaken, Polen, Schlesier, Böhmen, Mähren, Lausitzer, Obodriten, Wilzen oder Pomeraner, Ukrer, Sorben, Kärnter, Krainer, Steiermärker, Friauler, Dalmatier, Slavonier, Kroaten, Bosnier, Serbier, Ragusaner, der ungarischen Slaven und der Bulgaren.

Bei den Angaben der verschiedenen wendischen Stämme, welche besondere Staaten ausgemacht haben, tritt die Frage ein: zu welcher Zeit man einen Staat für erloschen halten müsse? Diese beantworte ich mir auf folgende Weise. Ein Staat stirbt, wenn er seine ganze Verfassung ändert; desgleichen wenn die Nation, die ihn errichtet hat, einen fremden Herrn erhält, und so sehr unterdrückt wird, dass sie ihre Unterscheidungszeichen, nämlich Sprache, Gesetze, Sitten und in gewisser Beziehung auch die Religion verliert. Ist die Beantwortung begründet, so hört in der wendischen Geschichte die Historie des Rügenischen, Pommerischen, Lausitzischen und eines jeden anderen ähnlichen Staates mit dem Zeitpunkte auf, da selbige in eine Provinz anderer mächtigerer Staaten verwandelt wurde. Aber die böhmische und die mecklenburgische Geschichte dauert noch fort, weil der Landesherr aus altem wendischen Geschlechte abstammt und die

Staatsverfassung fortgesetzt hat, obgleich diese, besonders in Mecklenburg, völlig nach deutscher Form abgeändert und umgebildet ist. Sind mehrere kleine freie Staaten einmal unter ein einiges Haupt zusammengetreten, so machen ihre Geschichten Teile der Geschichte des neuen Reiches aus, und daher muss die Geschichte der Circipaner, der Wagrier und der übrigen 18 nördlichen Nationen in der Geschichte des obötrischen oder wendischen Reiches abgehandelt werden. Trennen sich Stämme vom Hauptzweige, ohne ein besonderes Reich zu bilden, so werden ihre Begebenheiten zu der Geschichte des Hauptzweiges gelegt, und gehören also die Taten der Lausitzer und Dalemizier in die Geschichte der Sorben. Sind die Nationalen mit fremden Völkerschaften so sehr vermischt, dass es schwer zu bestimmen ist, welche Nation die meisten Bestandteile zu dem neuen Körper hergegeben hat, so kann der Staat nicht zu einer der Nationen gerechnet werden, und findet daher z. B. die wallachische, die moldauische, die preussische und gewissermassen auch die lithauische Geschichte in der wendischen Geschichte keinen Platz. Die Kolonien der Wenden in solchen Staaten, in welchen sie gleich Untertanen aufgenommen sind, kommen in der wendischen Geschichte in keinen Betracht, sowie sie überhaupt nicht viel Stoff zu einer besonderen Geschichte liefern können. Kolonien dieser Art findet man im magdeburgischen, sächsischen, brandenburgischen und lüneburgischen Lande am linken Ufer der Elbe, in Fulda, im Hochstifte Würzburg, in Hohenlohe, in der Pfalz am Rhein, in Italien und in Griechenland. Nach obigen Regeln ordne ich die wendische Geschichte unter diese Rubriken:

- I. Geschichte der Slaven und Wenden bis zur Zerteilung in völlig abgesonderle Staaten.
- II. Geschichte des Reiches der Wenden im nördlichen Teutschlande.
- III. Geschichte des Reiches Rügen.
- IV. Geschichte des Pommerischen Reiches.
- V. Geschichte der Sorben.
- VI. Geschichte des Reiches Böhmen.
- VII. Geschichte des Reiches Mähren.
- VIII. Geschichte von Schlesien.
- IX. Geschichte von Polen.
- X. Geschichte der Russen.
- XI. Geschichte des Reiches Servien.
- XII. Geschichte von Bosnien.
- XIII. Geschichte des nördlichen kroatischen Reiches.
- XIV. Geschichte des westlichen kroatischen Reiches.

Ehe ich mich zu diesen Geschichten wende, wird es nötig sein die verschiedenen Meinungen der Schriftsteller über den Ursprung

der Wenden anzuführen, u. zw. in dieser „Vorrede“, weil deren Bekanntmachung, die in gewisser Hinsicht nicht verabsäumt werden darf, an einem jeden anderen Orte den Faden der Erzählung zerreißt, und Unbequemlichkeiten veranlasst. Vermöge der mannigfaltigen Angaben, die öfters bloss durch willkürliche Erdichtungen, öfters aber durch Wahrscheinlichkeiten, Tonähnlichkeiten, Besitz eines eigenen Landes und anderer zufälliger Umstände entstanden sind, sollen die Wenden und Slaven folgende Stammväter haben:

1. Japhet, Noahs Sohn. Dieser zeugte die Stammväter der Waräger, Schweden, Normänner, Engländer, Franzosen, Teutschen (Njemci), Wenden (Venedici) und anderer Völkerschaften durch seine Kinder. Bei der Sprachverwirrung, die diese betraf, teilte Gott alle Völker in 72 Sprachgenossen, und auf diese Weise entstand die slavische Sprache und Nation. Doch hiessen die Slovenen zuerst Norici, kamen nach langer Zeit an die Donau in Ungarn und Bulgarien, und gingen ferner bis an die Weichsel. Hier zerteilten sie sich unter dem Namen der Ljachen in Poljanen, Lutitscher, Mazovssanen, Pomorjanen (Polen und Pommern), Drewitschen, Novogoroder und Sjeverer, und zugleich mit den Slovenen entstanden die Moravinen, Čechen, Serben und Chorutanen, das ist Mähren, Böhmen, Kroatien, Serbien und Kärnten. Dieses ist die Hypothese des ältesten slavischen Geschichtschreibers, nämlich des Kiewer Mönchs Nestor. (Siehe des heiligen Nestors und der Fortsetzer desselben älteste Jahrbücher der russischen Geschichte, übersetzt von J. B. Scherer, Leipzig 1774, S. 40, 41. Herr Hofrat Gatterer, Einleitung in die synchronistische Universalhistorie, S. 981.)

Japhets Sohn, Javan oder Janus, zeugte Helisa, den Vater aller jener Slaven, die nach Dalmatien zogen. (*Mart. Cromerus de Origine Polonorum, Ed. 3. 1568. L. I. c. 2.*)

Von einem anderen Sohne Japhets entsprang Aeneas, der trojanische Held, dessen Ururenkel Alanus sich mit seinen vier Söhnen nach Europa wendete. Der älteste Sohn dieses Alanus hiess Vandalus, gab seinen Namen der Weichsel und dem polnischen Lande, und verteilte seine Eroberungen unter seine vielen Söhne, die die mannigfaltigen wendischen Staaten stifteten. (*Cromerus I. c.*)

Nach der Sprachveränderung zu Babel bekamen die Wenden den Namen Sclavoni oder Wortreiche (von Slowo das Wort), weil sie gesprächig waren, und rückten durch Kleinasien über Byzanz in die Bulgarei, stifteten die illyrischen Staaten, und wanderten darauf nach Böhmen und Polen. (*Aen. Sylvius de Bohemorum Origine ac Gestis Historia, Basil. 1575. p. 4.*)

Japhets Enkel, Riphath, hinterliess eine Nachkommenschaft, die sich an den riphäischen Gebirgen ansiedelte, und von diesen stammen die Slaven ab. (*Schurzfleisch res Slavicae.*)

2. Die Armenier. Die Slaven haben besondere Namen für solche Tiere, die in Europa nicht gefunden werden, wie z. B. den Elefanten, das Kameel, den Affen usw. Sie müssen also aus einem Lande hergekommen sein, wo sich diese Tiere befinden oder aus Südasien. Die Lieblingsendung der Wörter bei den Armeniern „mat“, gleicht den slavischen Endigungen „ak“ und „at“ (z. B. Slovak und Chravat). Man findet unter den slavischen Wörtern manche, die mit den gleichlautenden armenischen Wörtern gleiche Bedeutung haben, und zwar mehrere, als in der griechischen, lateinischen und germanischen Sprache, in welchen auch armenische Wörter angetroffen werden. Es gab nie Völker, die die Namen Sarmat, Skyte und Kelte sich selbst beilegte, wohl aber unter den von den Nachbarn also benannten Völkern zwei Nationen, die sich Serben und Jazygen nannten. Wahrscheinlich entstanden von den Persiern die Armenier, und von einer Kolonie der Armenier, die frühzeitig über den Kaukasus bis an die Wolga und an den Don sich ausbreitete, die angebliche sarmatische Nation, oder der Stamm der ältesten Serben an der Wolga, am Azowschen und Schwarzen Meere. Später begab sich ein anderer Haufen Armenier nach Kappadokien, und aus selbigem entsprangen erst die Thrazier, von diesen aber die Hellenen (Griechen) und Germaner. Von den Serben gingen ab die Budinen, Roxolanen, Udinen und Amazonen, aber die übrigen zerteilten sich in die neuen Serben und in die Jazygen. Die alten Serben, welche von Plinius und Ptolemäus an der Wolga gefunden wurden, verschwanden nachher und sind vielleicht zu den neuen Serben gegangen oder auch von den Schriftstellern mit den Skythen vermischt worden. Die neuen Serben bevölkerten Polen, Böhmen und andere westliche Länder, und müssen sich Sporen genannt haben. Von ihnen kamen die Anten, Wenden oder Slaven (ruhmwürdige), von den Jazygen aber, welche vorzüglich Sarmaten bei den Griechen hiessen, die Sloven, denn da „jazik“ in allen slavischen Dialekten die Zunge, und „slovo“ das Wort andeutet, so ist es gewiss, dass die Volksnamen „Slovo“ und „Jazik“ einerlei sind. *) (Erste Linien eines Versuches über der alten Slaven Ursprung, ausgearbeitet von Karl G. Anton, Leipzig 1783.) —

3. Die Hebräer. Von diesen leitet, einiger Sprachähnlichkeiten wegen, Frencelius Lib. I. et II. *de Ordinibus Linguae Sorabicae*

*) Diese Etymologie ist ebensowenig begründet, wie „jazik“ oder „slovo“ als grundlegender Begriff für einen ethnographischen Namen.

(1693, 1696) die Wenden ab. Die ältesten Russen (s. Nestor) behaupteten, dass der Apostel Paulus und Andronicus, ein Jünger Christi, slavisch geredet haben.

4. Die Heniochen in Colchis (Mingrelieu und Guriel). Diese hält Pastorius (Orig. Sarmat. p. 25.) für Stammvettern der Heneter (gegen das Zeugnis vom Gegenteile in Strabo und Ptolemäus Erdbeschreibungen) und zugleich für Urheber der Slaven.

5. Die Bürger der colchischen Stadt Pola. Diese verbreiteten sich unter dem Namen der Polen, und ein Stamm nannte sich vom Slavinis Rumenensi Slaven. (Gundlingiana XI. Stück p. 56.)

6. Die Lazi oder heutigen Lescier und die Zichi in Colchis und Dagestan. (Abels sächsische Altertümer p. 326, *parerga historica* p. 547). Man erklärte diese Völker für uralte Wenden, wegen der Ähnlichkeit des Namens, die zwischen ihnen und den Lechen (Polen) und Čechen (Böhmen) eintritt. Auch die Avaren, Circassen und Chazaren, die später aus der Kobardei auswanderten, sind vom Herrn Prof. Dobner (*Com. ad Hagecium P. II. praef. d. 3. und Cromerus de Orig. Polonor. L. I. C. 1.*) wegen der Sprachähnlichkeit, die sich bei den Kobardinern und Slaven finden soll, von den zuverlässigsten Reisebeschreibern aber gelegnet wird, als Stammvettern der Slaven betrachtet worden.

7. Die Stammväter der Kirgisen (Abhandlungen einer Privatgesellschaft in Böhmen II. B. S. 242) wegen Sprachähnlichkeit, die aber zufällig entstanden sein muss, da die Kirgisen zu den Mongolen oder Tataren gehören.

8. Die Phrygier, von welchen der Argonaut Fenisius oder Polyphemus die jetzige slavische Schrift erfunden, und zu den Geien gebracht haben soll. (*Grubissich Disquifitio in Origines et Historiam Alphabethi Slavico-Glagolitani, Venet 1766. p. 51. 43.56.*)

9. Die Veneti oder Heneti in Paphlagonien, welche, vermöge des Herodotus, aus Illyrien nach Asien gingen, vermöge des Homer aber schon vorher in Phrygien ansässig waren, nach Trojens Eroberung eine Kolonie unter dem Anführer Antenor in das Adriatische Meer sandten, und den venetianischen Staat bevölkerten. (*Severini Commentatio historica de veteribus Incolis Hungariae Cis-Danubianae, Sopronii 1767. Cap. 7. de Slavis et Chrobatis p. 86.*) Diese Veneter hatten zwar die Sitten, aber nicht die Sprache der Gallier, wie Polibius B. II. Cap. 17. meldet. Vielmehr müssen sie slavisch geredet haben, weil der Fluss, der slavisch Dwina heisst, von den Griechen Parthenius genannt ward, welche Benennung die Übersetzung von Dwina ist. (*Severini l. c. p. 59.*) Eben diese Griechen

nannten die Venetos auch Enetos, oder die ruhmwürdigen, vom Worte „ainos“, das Lob, woraus erhellt, dass der Name Wende eine bloße Übersetzung des wahren Volksnamens Slawni (die Löblichen)*) ist. (Hr. P. Dobner *l. c. P. I. p. 117. de Jordan Orig. Slav. p. 706. Chytraei Vandalia p. 3. Crugeri Orig. Lufat. Fascic. I. p. 144.*) — Goropius Becanus gibt an, dass von den Venetianern eine Kolonie nach Gallien, von den gallischen Venetern eine zweite Kolonie nach Wensyssel in Jütland, und aus diesem Lande eine dritte an die deutsche Ostseeküste gesandt, und die letztere die Nation der Wenden und Slaven geworden sei; allein Hr. P. Dobner hält es für wahrscheinlicher, dass die venetischen Kolonien nach Venedig, Gallien und Wendland zu gleicher Zeit aus Asien in ihre Länder gewandert sind. Für alles bürgt bloss die Gleichheit der Namen. Aber verschiedene historische Bemerkungen, die Thunmann (Untersuch. über die alte Geschichte einiger nordischen Völker p. 141.) angeführt hat, widerstreben demselben.

10. Die ältesten Stammväter der Lateiner. Herr l'Evesque (*Effai sur les rapports de la Langue des Slaves avec celle des anciens Habitans de Latium*) findet in der slavischen Sprache viele lateinische Wörter, und vermutet, weil diese fast alle einsilbig, und von der Art jener Benennungen sind, die sich erst alsdann bei einer Nation zeigen, wenn sie den Stand der Wildheit verlässt und sich aufzuklären pflegt, dass die alten Lateiner die Grundtöne ihrer Sprache den Wenden schuldig sind, oder dass die Stammväter der Lateiner und der Slaven sich in den ältesten Zeiten, ehe noch die Trojaner und Veneter von den Slaven ausgingen, und vielleicht nicht lange nach der Menschen Zerstreuung von einander getrennt haben müssen. Den Einwurf, dass die Slaven einige Jahrhunderte hindurch unter Lateinern lebten, sich unter ihnen völlig umbildeten, und daher manches ihnen fehlende Wort in ihre Sprache werden aufgenommen haben, glaubt Herr l'Evesque durch die Bemerkung aufzuheben, dass die slavischen und lateinischen Sprachen in Betracht ihrer ferneren Bildungen weit von einander abweichen.

11. Die Pannonier. Weil einige alte pannonische Namen aus der slavischen Sprache sich einigermaßen deuten lassen, halten verschiedene Gelehrte (*Severini Commentatio historia de veteribus incolis Hungariae Cis-Danubianae a Morava Amne ad Tibiscum porrectae, Sopronii 1767, p. 59. Ejusd. Pannonia, Lips. 1771. p. 65.*) die Pannonier und ihre Stammväter, die Thracier, für die ältesten Slaven.

Einer der ältesten polnischen Geschichtsschreiber Boguphalus (*de Sommersberg Silesiacarum rerum Script. T. II. p. 19.*) erdichtet

*) Diese Etymologie ist falsch.

folgende Stammgeschichte der Wenden. Slavus, ein Abkömmling des assyrischen Monarchen Nimrod, vom Jan, Japhets Enkel, von dem alle Slaven herkommen, hatte einen Sohn, der sich in Illyrien niederliess, sich nur den Herrn oder Pan hiess, Pannonien bevölkerte, und drei Söhne, Lech, Rus und Czech zeugte. Diese wurden die Stifter der polnischen, russischen und böhmischen Völkerschaften zur Zeit des Königs Ahasverus. Nimrod hatte schon einige slavische Stämme als Knechte behandelt, daher ihr Land von den Gallieren Servia genannt wurde, obgleich es nach dem ersten Könige, Sarban, Sorbien hiess. Schon die Königin des Morgenlandes zu Saba oder an der Sau verteilte ihre europäischen Länder unter ihre Söhne, daher eines dieser Reiche Dalmatien oder *Dala macz* (*dabat mater*) genannt ist. Der Namen eines anderen Reiches, Rama, kam vom Feldgeschrei Ram! (*Vulnera*) so wie der Name Polen vom *Polo artico* und Grenzschlosse Polan; Cassubien von Huba (eine Falte), weil die Einwohner weite Kleider mit vielen Falten trugen; Drewnane oder Halczste (Holstein), worin Lübeck, Hamburg und Bremen liegt, von dicken Wäldern und dem Trava-Fluss; Kärnten, dessen Einwohner Czernchane heissen, von Akanita (Canalia) und Witrane (Hungern) vom Flusse Witra bei Přemislav. Die Witrane kamen mit dem Hunnenkönige Atilla nach Pannonien, nannten sich a Hinis, Ungaren, erhielten aber, da viele Slaven sich zu ihnen gesellten, den Namen Wandalen.*) — Der Römer Grachus, d. i. Crak, ein lechischer Wojwode, hatte lange zuvor Crakow erbaut, und eine seiner Deszendenten, die Königin Wanda, verschaffte der Weichsel, weil sie in selbiger erkrankt, den Namen Wanda, und den daran wohnenden Slaven den Namen der Wandalen. Lestko, ein König der Lechiten in Polen, tötete den römischen Triumvir Crassus, und besiegte den Julius Caesar. Caesar erhielt nachher seine Freundschaft und gab ihm seine Schwester Julia zur Gemahlin, welche in ihrem Landesteile das Schloss Julius oder Lebus, und Julia oder Wolin erbaute. — Ihr Gemahl besass ganz Westfalen, Sachsen, Bayern und Thüringen, und verteilte diese Länder unter zwanzig uneheliche Söhne. Dadurch wird die slavische Macht geschwächt, allein einer seiner Nachfolger, Semovit, ein Sohn Piasts, hob sie wieder empor und eroberte Cassubien, Pommern, Ungern, Sorabien, Rama, Drowina, Szgorzečia (Brandenburg) und alle Länder an den Flüssen Albea, Odra, Pyana, Doloza, Witra, Beknicza, Warna, Hawla, Sprowa, Hyla, Suda, Mecza und Trawna nebst den Schlössern Magdeburg, Dalenburg, Lüneburg, Bardewik, Lübeck, Wismar, Ratibor, Gylow, Rostock Bela, Swanowo, Ostrow, Thoszin, Marlow, Bolck, Trzeboszow, Wlogosch, Kaszam und Walmieg oder Julin.

*) Alle diese etymologischen Exkurse sind wissenschaftlich wertlos.

Diese Erzählung verdient bemerkt zu werden, weil sie zeigt, zu welchem Unsinn die auf blosse Etymologie und Wörterableitung gegründeten Mutmassungen leiten können; denn dass hier eine Menge chronologischer und historischer Schnitzer aufeinander getürmt sind, ist keine Folge der Ungeschicklichkeit des Verfassers, sondern des Mangels der historischen Hilfsmittel und Verarbeitungen, der im XIII. Jahrhunderte eintrat. Neuere Geschichtsschreiber, die diese besaßen und benutzten, verfahren vorsichtiger, und leisteten eben das, was er geleistet hatte, oder gaben ihrem Leser eine mögliche für eine wahre Geschichte.

12. Die Illyrier (*Orbini, Regno degli Slavi p. 173*) sind in die Reihe der slavischen Stammväter gesetzt, einmal vermöge einer missdeuteten Stelle eines Aufsatzes des hl. Hieronymus, den einige (*de Jordan T. I. P. I. p. 73*) irrig für einen geborenen Slaven halten (Hofrat Gatterer, Allgemeine hist. Bibliothek, X. B. p. 56) und zweitens aus etymologischen Gründen, welche Thunmann (Untersuchungen über die alte Geschichte einiger nordischer Völker p. 177 u. f.) und de Peyssonel (*Diss. sur l' Origine de la langue Slavonne pretendue Illirique*) vernichtet haben.

13. Die Dalmatier des I. Jahrhunderts n. Chr. (Reise in Dalmatien des Abbate Alb. Fortis I. 7. p. 65) waren die ersten Slaven vermöge einer Tonähnlichkeit der wenigen uns bekannten dalmatischen Personen- und Ortsnamen mit slavischen Wörtern, die aber schon Mari. Cromerus (*de Origine Polonorum L. I. Cap. 4*) für ein unstatthafes Beweisstück erklärt hat. Thunmann gibt (p. 138) den angeführten alten dalmatischen Namen keltische Deutungen und Herr Salegius (*de Statu Eccles. Pannonicae Quinque-Eccles. L. I. p. 185 u. 206*) leitet die slavonische, sarmatische, dalmatische, japodische, mösische und teutsche Sprache insgesamt von der gallischen oder altkeltischen Sprache ab.

14. Die Scythen (Hartknoch, Altes und neues Preussen, p. 39). Nach demjenigen, was der Hofrat Heyne von den Scythen oder Skolothen ausfindig gemacht hat (Allgemeine Weltgeschichte nach dem Plane W. Guthrie und F. Gray, III. T., p. 1025 und 1041) ist es nicht unwahrscheinlich, dass aus den skolothischen Völkern, die durch die Cimmerier zuerst vom Borysthenes nach dem Norden getrieben wurden, die Fennischen Nationen, und von den späteren skolothischen Kolonien, die bereits 513 Jahre v. Chr. Polen, Russland, die krimische Tartarei und Ungarn bis an die Donau besaßen, die Wenden abstammen. Die skolothische Monarchie an der Donau wurde im Jahre 430 v. Chr. durch den macedonischen König Philipp vertilgt, und viel-

leicht entstanden aus den Trümmern dieses Reiches bald hernach viele kleine Freistaaten, deren einer der Mutterstaat aller wendischen Völker gewesen sein kann, weil die in den Geschichtsbüchern erhaltenen scythischen Namen sich nur aus der wendischen oder slavischen Sprache einigermassen deuten lassen (p. 1043 und 1062).

15. Die Roxolanen. Dieser, zu den Scythen gerechneten asiatischen Völkerschaft, eignete ein pragischer Professor, Johann Mathias a Sudetis, die Ehre der Stiftung der böhmischen Nation zu, sowohl in einer Schrift, der er den Titel gab: *Bojemorum nationem non ex Slavis, ut Aeneae Sylvio et Joanni Dubravio videtur, sed ex Russia seu Roxalania originem trahere verius esse defendemus 1614*, als auch in den *Subcesivis 1615*. Seine Amtsgenossen, die es nicht zugeben wollten, dass ihre Vorfahren ungesittete Scythen und Barbaren gewesen sein sollten, widersetzten sich seinen Äusserungen mit grosser Heftigkeit, und einer derselben, Troilus, schrieb gegen sie eine *Anti-Roxalania 1616*. (Jordan, *de Orig. Slavicis T. I. p. 696*.) Vermöge der besten Nachrichten, die wir von den Roxolanen haben, gehörte dieses Volk mit den Alanen zu einer alten asiatischen Nation, welche Siracen oder Saracenen hiess, kam im I. Jahrhunderte an die Donau aus der Tartarei, und hatte, wie es scheint, sich im VII. Jahrhunderte bis nach Kurland verirrt, konnte also nicht wohl wendischen Ursprunges sein.

16. Die Finnländer. (Graf Bonde Försök at igenfinna den Finska Nationens och Språkets härkomst, in Kongl. Svenska Witterhets Academie Handlingar 1755, I. T., S. 78. Möller korta Beskrifning öfver Est och Liefland, Westerås 1756.)

17. Die Stavanen des Ptolemäus, die am oberen Don nicht weit von der Oka, und im VI. Jahrhunderte in einem Teile von Russland gewohnt haben sollen (*Jo. Thunmanni Diss. de Stavanis Ptolemaei T. IV. Act. Jablonovianorum*), und von einigen Gelehrten für die Schalauer in Preussen gehalten werden.

18. Eine unbekannte Nation, deren Stämme die Awaren, Bulgaren, Pazzinaciten und Chroboten waren. (Hr. de Peyssonel *Observat. hist. et geographiques C. I. p. 15*.)

19. Die Bulgaren an der Wolga und am caspischen Meere, (Hr. Hofr. Gatterer allgemeine historische Bibliothek X. Band p. 56, 64.) werden für Slaven gehalten, weil die heutigen Bulgaren slavisch reden. v. Jordan (I. c. P. I. p. 90. P. IV. n. 721.) behauptet, dass von den ältesten Slaven, die die Wolga-Ufer besessen hätten, die Anten, die Bulgaren und die Slavinen ausgegangen wären. Von den Anten sei

schon im III. Jahrhunderte das Ufer der Aluta in Besitz genommen, im VI. Jahrhunderte aber Bosnien, Servien und Slavonien durch drei abgesonderte Heere, und später auch vieles von Dalmatien und Kroatien erobert worden. Die Bulgaren hätten sich von den Anten getrennt, und sich mit einem Teile von Servien begnügt. Die Slavinen hätten unter dem Namen *Sarmatae limigantes* im Jahr 334 sich in den Gegenden an dem Marosch, an der Teis, und an der Donau aufgehalten, wären zum Teil im Jahre 358 nach Krain und Kroatien versetzt, zum Teil aber hätten sie im Jahre 374 unter Czech und Lechs Anführung Böhmen und Polen in Besitz genommen. Diejenigen von ihnen, die im Lande zurückgeblieben wären, hätten sich, da i. J. 424 Pannonien von den Hunnen verlassen worden, zum Teil nach Kroatien und an die Drau begeben, endlich aber insgesamt, weil die von den Bulgaren im Jahre 434 vertriebenen Slavinen ihnen das Land entrissen, sich nach Pannonien gewendet, und das slavisch-mährische Reich gestiftet. Bei dieser Geschichte wird vieles als erwiesen vorausgesetzt, was nicht einmal eine Wahrscheinlichkeit vor sich hat.

20. Die Sarmater. Von den Sarmatern weiss man zuverlässig folgendes. Schon im VI. Jahrhunderte vor Chr. war ein grosses Volk dieses Namens am Don und an dem Meere von Azur vorhanden, welches innerhalb der nächsten vier Jahrhunderte bis zum Dneeper westlich vorrückte, zu Christi Zeit im nördlichen Teile von Polen mit den Teutschen zusammengrenzte, also schon damals das Land besass, welches nach der Zerstörung des skolothischen Reiches im Jahre 340 v. Chr. öde geworden war. In diesem vermischte es sich mit den alten Einwohnern so sehr, dass einige römische Geographen irre wurden, und verschiedene darin wohnende Nationen, die eigentümliche Namen hatten, bald für Sarmater, bald für besondere Völker, und bald für Teutsche ausgaben. Nach und nach zerteilte sich das sarmatische Volk in so viele kleine Stämme, dass der alte Hauptname verschwand, und daraufhin war das sarmatische National-Merkzeichen nicht mehr der Name, sondern eine gewisse Trägheit vermöge deren die Sarmaten keine Häuser bauten, niemals zu Fuss wanderten, sondern stets auf Wagen oder Pferden sassen, sich äusserst schmutzig hielten und sich in lange Kleidern einhüllten. (*Tacitus de Moribus German. Cap. ult.*) Am längsten bewahrten den sarmatischen Namen die Jazygen; ein Stamm, der aus der nogayschen Tartarei nördlich dem azowischen Meere kurz vor Christi Geburt nach Europa kam und sich zwischen Dacien und Pannonien festsetzte. Dieser Stamm hinterliess Blutsfreunde desselben Namens in seiner Heimat, und erhielt von den Römern den Beinamen der um-

herstreifenden Jazygen (*Jazygae Metanastae*). Ein Haufe desselben ward von den Gothen im Jahre 332 angegriffen, besiegte diese zwar, wurde aber bei der Rückkehr in sein Land im Jahre 334 von seinen Knechten, welche er zur Verteidigung des Landes bewaffnet hatte (*Jazyges Limigantes Picenses et Amicenses*), zurückgetrieben und nahm seine Zuflucht theils zu den Viktofalen (*Sarmatae Arcaragantes*), theils zu dem Kaiser Konstantin, der ihn unter sein Heer aufnahm, auch zur Errichtung neuer Kolonien in Thracien, Scythien, Macedonien und Italien gebrauchte.

(Schluss folgt.)

M. Žunkovič:

Die Raffelstettner Zollordnung.

Die Nachrichten und Belege über die Existenz der Slaven im Altertume sowie noch zu Beginn des Mittelalters sind recht spärlich, weil der ethnographische Begriff „Slave“ damals noch nicht die heutige sprachlich konzise Determination im grossen Stile in sich vereinigte; es sind daher auch nur wenig Fälle aus ältester Zeit bekannt, in welchen schon das sprachlich-ethnographische Kriterium konkret ausgesprochen wäre. Eine der wichtigsten Urkunden dieser Art ist aber die sogenannte „Raffelstettner Zollordnung“, deren Verfassung in die Jahre 903—906 n. Chr. verlegt werden muss, obwohl sie eigentlich handelspolitische Bestimmungen enthält, die schon für die Zeit vor dem Jahre 876 Geltung hatten.

Die Ostmark oder die sogenannte bayerische Grenzmark (*terminus regni Bojariorum in oriente*) ist bekanntlich von Karl d. Gr. nach der Zertrümmerung des avarischen Reiches gegründet worden, in welchem letzterem der vorwiegende Teil aus slavischen Untertanen bestand, die das Gebiet des alten Pannonien, Norikum sowie, wenigstens zum Teile, jenes des heutigen Bayern inne hatten. Aber unter der Frankenherrschaft machte sich die Gegenströmung der deutschen Kolonisation bemerkbar, welche sich in Bayern mit Hilfe des intensiven Aufdrängens der deutschen Sprache und der christlichen Religion geltend machte, und welchem Drucke das Slaventum umso fühlbarer nachgeben musste, als es auch weder im mährischen noch in dem eben sich bildenden böhmischen Reiche eine wirksame Stütze fand. Allerdings wurde der deutschen Vorwärtsbewegung durch den magyarischen Überfall und deren verheerende Züge in der Folge eine starke Schranke entgegengesetzt, unter deren Wucht der slavisch-mährische Staat und für eine Zeit lang selbst die Ostmark aus der Geschichte verschwand.

Unsere Urkunde scheint nun am Vorabende eines der unglücklichsten Ereignisse für Deutschland und die nordösterreichischen

Slavenländer entstanden zu sein, denn an der Abfassung haben noch Personen teilgenommen, die bei dem Zusammenbruche des grossmährischen Reiches (um 905) und der schweren Niederlage der Deutschen i. J. 907 durch die anstürmenden tatarischen Horden noch lebten. Sie kann daher einerseits nicht vor dem Jahre 903 verfasst worden sein, da der darin erwähnte Bischof Burckardt von Passau diese Würde erst seit dem genannten Jahre bekleidete, hingegen führte Graf Aribo nur bis zum J. 906 den Titel eines Grafen der Ostmark; überdies ist der beteiligte Erzbischof Thietmar von Salzburg schon i. J. 907 gestorben.

Der unmittelbare Anlass zur Verfassung dieser „Zollordnung“ war folgender. — Die Bevölkerung Bayerns, dann alle Interessenten, welche zur Ostmark (*oriens, orientalis plaga, marchia orientalis, partes orientales*) Beziehungen hatten, klagten allgemein über die ungerechten Zölle und Abgaben. Dies drang nun auch zum König Ludwig das Kind (900-911), welcher diese Beschwerden berechtigt fand und anordnete, dass der Markgraf Aribo unter Beiziehung der Ortsbehörden und erfahrener Leute das Zoll- und Abgabewesen gerecht regele. Dies geschah auf einem in das Städtchen Raffelstetten im Traungau einberufenen Landtage, wo in Anwesenheit der interessierten kirchlichen Würdenträger und der sonst angesehensten Männer die Stellen für die Zollabgabe und die Höhe des Zolles genau bestimmt wurden.

Von der Zollordnungs-Urkunde werden aber nachstehend nur jene Punkte angeführt, die für die Slaven ein besonderes geschichtliches oder kulturelles Interesse haben.

Punkt 3. Wenn ein freier die normierten Marktplätze umgeht ohne zu zahlen oder ohne eine Meldung zu machen, so wird er, wenn es entdeckt oder bewiesen wird, bestraft u. zw. wird ihm sein Schiff mit allen Waren eingezogen. Ist es aber ein Knecht, so wird er ausserdem noch so lange in Haft gehalten, bis sein Herr sich meldet und ihn auslöst.

Punkt 4. Die Bayern und Slaven, die zum Königreiche gehören, haben das Recht der freien Einfuhr in die Ostmark und dürfen dort überall alle Lebensmittel, auch Dienstboten, Pferde und Ochsen abgabefrei erkaufen. Im Falle, dass sie aber die obgenannten Handelsplätze (d. i. Rossdorf und Linz) passieren, müssen sie in der Mitte des Wasserweges fahren, ohne etwas zu kaufen oder zu verkaufen;

§ 3. Si autem liber homo aliquis ipsum legitimum mercatum transierit nichil ibi solvens vel loquens, et inde probatus fuerit: tollatur ab eo et navis et substantia. Si autem servus alienus hoc perpetraverit: constringatur ibidem, donec dominus eius veniens dampnum persolvat et postea ei exire liceat.

wenn sie aber den Marktplatz besuchen wollen, um am Handel teilzunehmen, dann sind sie verpflichtet den festgestellten Zoll zu zahlen, worauf sie dann kaufen dürfen, was ihnen beliebt.

Punkt 6. Was die Slaven anbetrifft, die aus Rugi oder aus Böhmen des Handels wegen kommen, so haben sie das Recht, überall an den Ufern der Donau, auch in der Rötel und in der Riedmarch zu handeln, aber sie sind verpflichtet, Zoll zu zahlen.

Wenn sie Wachs einführen, so haben sie von jeder Last zwei Mass Wachs im Preise von je einem Scoti und von der Traglast eines Menschen — eine Mass im selben Werte zu zahlen. Wenn sie aber Dienstboten und Pferde einführen, so haben sie von einer Magd eine Tremisse zu entrichten, von einem Hengste ebensoviel, von einem Knechte eine Saiga und ebensoviel von einer Stute. — Die Bayern und die Slaven desselben Reiches haben das Recht abgabenfrei zu kaufen und zu verkaufen.

Punkt 8. Wenn jemand nach Mähren in Handelsangelegenheiten geht, so hat er bei der Abreise dahin einen Solidus zu entrichten für ein Schiff; bei der Rückkehr hat er nichts zu zahlen.

Punkt 9. Kaufleute von Beruf, d. i. die Juden und sonstigen Händler aus Bayern oder sonstigen Orten haben für die Dienstboten und sonstigen Dinge die entsprechende Abgabe zu zahlen, wie es in früheren Zeiten üblich war.

Aus alledem ist zweifellos zu ersehen, dass im IX. Jahrhunderte in Bayern die Slaven noch genau dieselben Rechte hatten wie die

§ 4. Si autem Bawari vel Sclavi istius patrie ipsam regionem intraverint ad emenda victualia cum manicipiis vel cavallis vel bobus vel ceteris suppellectibus suis: ubicunque voluerint in ipsa regione sine theloneo emant que necessaria sunt. Si autem locum mercati ipsius transire voluerint, per media plateam transeant sine ulla constrictione, et in alliis locis ipsius regionis emant sine theloneo que potuerint. Si eis in ipso mercato magis complaceat mercari, donent prescriptum theloneum et emant quecunque voluerint et quanto melius potuerint.

§ 6. Sclavi vero, qui de Rugia vel de Boemanis mercandi causa exeunt, ibucunque iuxta ripam Danubii vel ubicunque in Rotalariis vel in Reodariis loca mercandi obtinuerint, de sogma una de cera duas massiolas, quarum uterque scoti unum valent; de onere unius hominis massiola una eiusdem precii. «Si vero mancipia vel cavallos vendere voluerint, de una ancilla tremisam I, de cavallo masculino similiter; de servo saigam I, similis de equa. — Bawari vel Sclavi istius patrie ibi ementes vel vendentes nichil solvere cogantur.

§ 8. Si autem transire voluerint ad mercatum Marahorum, iuxta estimationem mercationis tunc temporis exsolent solidum unum de navi et licenter transeat; revertendo autem nichil cogantur.

§ 9. Legittimi mercatores, undecunque venerint de ista patria vel de alliis patriis, iustum theloneum solvant tam de manicipiis quam de alliis rebus, sicut semper in prioribus temporibus regum fuit.

Deutschen, sie müssen sonach damals noch ein maßgebendes Kontingent der Landesbevölkerung gebildet haben.

Besonders notwendig ist hier die Aufklärung der Begriffe „servus“ und „mancipium“. Überall liest man diese als „Sklave“ erklärt und folgert daraus sofort, dass in jener Zeit in Bayern, der Ostmark, Böhmen, Mähren usw. noch ein regelrechter Sklavenhandel betrieben wurde. Wie jedoch die Textstellen selbst sowie deren Zusammenhang erweisen, handelt es sich aber hier nur um Bedienstete, denn es wird doch von der Magd und vom Knecht gesprochen, und das „mancipium“ ist doch nichts weiter als der Lohnvertrag mit Dienstboten, die durch ein Angeld („ara“ bei den Slovenen wie auch im Spätlateinischen „arrha“ genannt) zu einer Dienstleistung für eine bestimmte Zeit, zum mindesten aber auf ein Jahr, verpflichtet wurden. Dass man aber für die Dienstboten, die sich in ein anderes Land verdingten, eine Steuer an der Landesgrenze aussetzte, ist sehr naheliegend, denn man wollte bei der einstigen Leutenot nicht leichterdinge Arbeitskräfte verlieren, was man auch daraus ersieht, dass hingegen die Bayern, wenn sie Dienstboten in die Ostmark brachten, keine Steuer zahlten, um den Import von Arbeitskräften zu fördern.

Bei diesem Anlasse kann auch der Zweifel, wo das Gebiet „Rugi“ lag, erledigt werden. Die Geschichte erzählt allerlei Phantastereien über dieses Volk. Die Rugier wohnten angeblich zuerst auf Rügen, zogen dann gegen Süden, und fielen dabei unter das Hunnenjoch; sie lebten dann an der mittleren Donau und im Norikum; von dort vertrieben, verloren sie sich zum Schlusse gänzlich unter den Herulern, Longobarden und Byzantinern. Nun die Tatsache ist aber eine wesentlich andere. Es gab „Rugi“ an den verschiedensten Punkten, wie es ja auch Kroaten, Serben, Wenden u. a. in den divergirendst gelegenen Gegenden gibt, ohne dass sie deshalb je demselben Volksstamme im modernen Sinne angehört hätten. Nachdem aber diese Zollordnung am linken Donauufer ausdrücklich von Böhmen, dem böhmischen Wald (Šumava) und Mähren spricht, dürfte das „Rugiland“ am rechten Donauufer, also im einstigen Norikum, vermutlich westlich des Traungaues gelegen sein, ein Beweis, dass Slaven damals auch im Raume von Ober- und Niederösterreich wohnten, was ja auch durch andere Quellen bestätigt erscheint. Übrigens ist der alte Name „Husruke“ noch im heutigen „Hausruck“-Gebirge (Oberösterreich) erhalten.*

* Paulus Diakonus ist der einzige Chronist, der von einem mährischen «Rugiland» spricht; wie aber da «mährisch» aufzufassen ist, wäre erst zu erforschen, da «marchia, marca u. ä. auch Grenze im allgemeinen bedeuten kann.

Allen Ernstes hat man auch behauptet, dass hiemit die Handelsbeziehungen Russlands mit Bayern wie der Ostmark unter Einbeziehung der Donau als Handelsweg erwiesen seien, namentlich weil man die Fürstin Olga von Russland († 969) als „regina Rugorum“ bezeichnete. Dies ist unbedingt abzuweisen, denn, wie schon erwähnt, wiederholen sich ethnographische Namen ganz unbeeinflusst von einander; überdies handelt es sich hier fast ausschliesslich um den Salzhandel, und da haben die Russen, abgesehen von der geographischen Desorientierung über ihre Handelswege, weit nähere Bezugsquellen für diesen Artikel als etwa Oberösterreich, Salzburg oder Bayern.

Aus alledem geht hervor, dass die Raffelstettner Zollordnung wohl nur die Interessen des lokalen Handels in der Ostmark vertrat, hingegen besitzt sie textlich in kulturgeschichtlicher wie ethnographischer Hinsicht für die altslavische Kulturgeschichte einen hervorragenden Quellenwert.

M. Žunkovič:

Die Azbuka in der Edda.

Die nordische „Sämundar Edda“, die übrigens mit dem 4. Teile der indischen „Veda“, genannt „Atharvaveda“, auch einen inhaltlich nicht ganz abzuleugnenden Zusammenhang aufweist, ist von hervorragender Bedeutung für die sprachliche Ursprungsfrage der Runenschrift. Aus dem Abschnitte „Runatala thättr Odhins“, d. i. „Wodans Runenkunde“, wo es offenkundig ist, dass die „Edda“, richtiger „Veda“ (= Wissen, nicht „Grossmutter“ oder „Poetik“, wie man das Wort ansonst deutet) einst tatsächlich ein Lehrbuch war, geht der didaktisch-pädagogische Zweck derselben in jeder Hinsicht zweifellos hervor.

Jene „germanische“ Edda bringt aber sonderbarerweise dem Schüler Lofafner kein lateinisches, griechisches oder germanisches Alphabet, sondern das altslavische (glagolitische), d. i. die „Azbuka“ in Form eines Runennamengedichtes bei, denn die einzelnen Runen werden in der altslavischen Reihenfolge angeführt und die Buchstabennamen selbst sind, wie sie in den Strophen umschrieben werden, identisch mit den altslavischen. Die Reihenfolge ist allerdings vom 7. Buchstaben an unterbrochen, weil das Edda-Alphabet erst 18, das glagolitische aber schon 40 Lautzeichen kennt.

Dieses Alphabet muss aber schon zu einer Zeit in die germanische Edda gelangt sein, als die Azbuka noch nicht mehr als 18 Lautzeichen hatte, denn im X. Jahrhunderte hatte sie schon 43 Zeichen. Allerdings kann man nicht wissen, ob dem Übernehmer nicht schon die 18 Buchstaben für seine Zwecke genügten, denn nach dem, wie wir heute die ältesten Handschriften inbezug auf ihr Alter taxieren, besteht darin keine Konsequenz, da z. B. die Grünberger Handschrift (Prag), die man in die Zeit des VI.—IX. Jahrhunderts verlegen muss, auch nur 18 Buchstaben kennt, und nicht in Runen geschrieben ist, aber die Schriftzeichen sind jenen der Bibel Ulfilas sehr ähnlich; diese letztere hat aber, obschon sie dem V. Jahrhunderte angehört, hingegen bereits 24 Buchstaben im Alphabete. Wahrscheinlich ist es daher, dass man seinerzeit genau so wie heute, zu gleicher Zeit verschiedene Schriftarten und Alphabete anwendete, was übrigens aus einem Briefe des Venantius Fortunatus, Bischofs von Poitier (VI. Jahrh.) hervorgeht, der einem gewissen Flavius schreibt, er möge, sofern er etwa nicht lateinisch schreiben wolle, mit „barbarischen“ Runen schreiben, worunter man einst, wie dies aus verschiedenen analogen Anwendungen hervorgeht, nur slavisch gemeint haben kann.

Die jeden Laut mit seinem Gattungsnamen rätselartig umschreibenden Verse in der „Edda“ müssen einmal mnemonischen Zwecken gedient haben, und diese Schüler können nur Slaven gewesen sein, denn sonst hätte man den Schülern unverständliche Begriffsbenennungen beibringen müssen. Und doch mussten diese originalslavischen Lautbezeichnungen beim Lese- und Schreibunterricht unverändert gebraucht worden sein, weil sich der Schreiber oder Lehrer bei den drei letzten Runen, die mehr erotischer Richtung sind, förmlich damit entschuldigt, dass sie der Schüler ob seiner Jugend noch nicht verstehe, da er beifügt:

*Sind diese Lieder auch, Lodfafner,
dir auf lange wohl noch unerkennbar;
freu dich, erfährst du sie,
nutz es, vernahmst du sie!*

Dass es sich aber hier wirklich um einen Lernbehelf handelte, ersieht man aus dem Schlussverse:

*Heil ihm, der es lehrt,
Heil ihm, der es lernt,
Das Heil, all ihr Hörer,
Nehmt euch zu Nutz!*

Die einzelnen Memorierstrophen lauten (nach H. v. Wolzogen):

1. *Hilfreich zu helfen verheißt dir das Eine
In Streit und in Jammer und jeglicher Not.*

Erklärung: „a“, benannt „az“ = Gott.

2. *Ein Anderes lernt ich, das Leute gebrauchen,
Die Ärzte zu werden wünschen.*

Erklärung: „b“, benannt „buki“ = Buch.

3. *Ein Drittes kenn' ich, das kommt mir zu gut
Als Fessel für meine Feinde;
Dem Widerstreite verstumpf ich das Schwert,
Ihm hilft keine Wehr und keine Waffe.*

Erklärung: „v“ (und „u“), benannt „vedi“ = Wissen, die überzeugende rhetorische Kraft.

4. *Ein Viertes noch weiß ich, wenn man mir wirft
Die Arm und die Beine in Bande;
Als bald ich es singe, sobald kann ich fort,
Vom Fuße fällt mir die Fessel,
Der Haft von den Händen herab.*

Erklärung: „g“, benannt „glagol“ = Gesang.

5. *„Ein Fünftes erfuhr ich: wenn fröhlichen Flugs
Ein Geschöß auf die Scharen daherfliegt,
Wie stark es auch zuckt, ich zwing es zu stehn,
Ergreif ich es bloß mit dem Blicke.“*

Erklärung: „d“, benannt „dobro“ = tapfer, mutig.

6. *„Ein Sechstes ist mein, wenn ein Mann mich sehrt
Mit wilden Baumes Wurzel;
Nicht mich versehrt, den Mann verzehrt,
Das Verderben, mit dem er mir drohte.“*

Erklärung: „e, je“, benannt „jet“ = Gift. Es ist hier nicht das einfache „e“ sondern „je“ genommen, da sonst im glagolitischen Alphabete eigene Zeichen hiefür sind.

7. *Ein Siebentes brauch ich, seh ich den Brand
hoch um der Menschen Behausung;
wie breit es auch brenne, ich bring ihn zur Ruh
mit zähmendem Zaubergesange.*

Erklärung: Im glagolitischen Alphabete folgen nun drei „z“ bzw. „ž“-Laute, die als „živete, zelo“ und „zemlja“ benannt sind. Welcher Begriff hier die Lösung geben soll, ist nicht klar.

8. Ein Achtes eignet mir, Allen gewiß
am Nötigsten zu benützen:
wo irgend Hader bei Helden erwächst,
da weiß ich ihn schnell zu schlichten.

Erklärung: hier müsste der Laut „i“, im Alphabete als „iže“ und „ižica“ benannt, folgen. Hierin scheint das Wort „Joch“ enthalten zu sein („ižes, igo“); es paßt für die ersten zwei Zeilen; für die zwei restlichen aber nur im figürlichen Sinne als: b ä n d i g e n.

9. Ein Neuntes versteh ich, wenn Not mir entsteht
mein Schiff auf den Fluten zu schützen;
da still ich den Sturm auf der steigenden See
und beschwichtge den Schwall der Wogen.

Erklärung: hier muß der Laut „k“ folgen, im glagolitischen Alphabete „kako“ (= wie?) benannt; offenkundig ist dies gleichbedeutend mit dem lateinischen „Quos ego!“, womit die Wogen gebannt wurden.

10. Ein Zehntes verwend ich, wenn durch die Luft
spukende Reitrinnen sprengen;
fang ich den Zauber an, fahren verwirrt
sie aus Gestalt und Bestreben.

Erklärung: hier folgt der Laut „l“, benannt „ljudi“ (oder „ljuti“) = Leute, Menschen oder: Böse, Furien.

11. Ein Elftes kann ich auch noch im Kampf,
wenn ich den Liebling geleite;
ich sings in den Schild, und er siegt in der Schlacht,
zieht heil dahin und heil wieder heim,
verharrt im Heil allenthalben.

Erklärung: hier folgt der Laut „m“, benannt „mislite“ = erwäge, seid vorsichtig!

12. Ein Zwölftes hab ich, hängt am Baum
droben einer erdrosselt;
ritz ich es dann mit Runen ein,
herab steigt der Mann und redet mit mir.

Erklärung: hier folgt der Laut „n“, benannt „naš“: Etymologie unverständlich, dürfte jedoch ein Zauberwort gewesen sein.

13. Ein Dreizehntes nenn ich: netz ich den Sohn
eines Edlen im ersten Bade,
so komm er in Kampf, er kann nicht fallen,
es schlägt kein Schwert ihn zu Boden.

Erklärung: hier folgt der Laut „o“, benannt „on“. Ist in dieser Form etymologisch unverständlich; slovenisch bedeutet „onaditi“ = mit Stahl belegen; „on“ muß also einst Stahl bedeutet haben. Vergl. auch das lat. „onero“ = bewaffnen.

14. *Ein Vierzehntes sing ich versammeltem Volk
beim Nennen der göttlichen Namen,
denn aller der Asen und Alben Art
kenn ich so gut wie keiner.*

Erklärung: hier folgt der Laut „p“, benannt „pokoj“ = Ruhe, Friede.

15. *Ein Fünfzehntes zähl ich, das Volkrast, der Zwerg
sang vor den Toren des Tages
den Asen zur Stärkung, den Alben zur Kraft
mir selber die Stimme zu klären.*

Erklärung: hier folgt der Laut „r“, benannt „rci“; es dürfte dies ein Übungswort zum Aussprechen des „r“ gewesen sein; ansonst scheint es „mit Worten bezaubern, beredt sein (russ. „rječiti“ = zu bedeuten; in der Königinhofer Handschrift „rci“ = befeuern, versichern).

16. *Ein Sechzehntes sprech ich bei spröder Maid
mir Gunst und Glück zu erlangen;
das wandelt und wendet mir Wunsch und Sinn
der schwanenarmigen Schönen.*

Erklärung: hier folgt der Laut „s“, benannt „slovo“ = das gegebene Wort, das Heiratsversprechen.

17. *Ein Siebzehntes hilft mir bei holder Maid,
das nimmer sie leicht mich verlasse.*

Erklärung: hier folgt der Laut „t“, benannt „tvrđi, tvjordi“ = hart; weist schon inhaltlich wie auch bildlich — mit Rücksicht auf die Form der Rune „t“ — auf die Manneskraft.

18. *Das Achtzehnte werde ich ewig nie
einem Weib oder Mädchen melden;
das bildet der Lieder besten Beschluß,
was Einer von Allen nur weiß
außer der Frau, die mich ehelich umfängt
oder auch Schwester mir ist.*

Erklärung: Dies müßte der Buchstabe „h“ oder „ch“ sein, benannt „chjer, kher“, da nur dieser mehr dem vollständigen alten Runenalphabet fehlt. Russisch heißt „chjeriti“ = abschließen, das Kreuz machen, fertig sein. —

Die Edda war sonach einst wohl nur ein slavisches Schullesebuch und deutet unbedingt auf keine germanisch-nordische Originalität. — Die vielen krassen Unnatürlichkeiten, wie z. B. in der Schöpfungsmythe, sowie sonstige phantastisch-groteske Stellen machen überdies den begründeten Eindruck, daß jemand, der nicht mehr gründlich Slavisch verstand, slavische Volksdichtungen sowie pädagogische Behelfe unkritisch zusammenraffte und in die eigene Sprache übertrug, was später zum Verleugnen oder zum unbewußten Vergessen der sprachlichen Priorität führte.

Die Edda ist aber auch sonst von hervorragendem Interesse für die slavische Sprache und Urgeschichte, denn darin finden sich zahlreiche reinslavische Begriffe, die schon deshalb leicht zu erkennen sind, weil die Übersetzung zugleich die Erklärung bietet, denn wer „Yggdrasil“ als „Schreckfuß“, „Skogul“ als „Sprungfertig“, „modhi“ als „Mut“ kommentierte, muss noch so viel Slavisch verstanden haben, dass die Begriffe „ustraišil, skokal, moč“ nur so richtig zu etymologisieren sind. Begriffe wie „brisin gamen“, d. i. Bernstein, womit sich Freya schmückte, erkannte er aber z. B. schon nicht mehr, dass er slavisch ist und Uferstein bedeute, nachdem das Mineral doch immer am Ufer gefunden wird, und erkannte auch das alltägliche Wört „gamen“ nicht mehr, weil er es nicht mehr als „kamen“ geschrieben fand, d. h. er hat es unrichtig gelesen, da in der älteren Runenschrift für das „g“ wie „k“ das gleiche Zeichen gilt.

Die Edda bildet daher ein sehr lohnendes Gebiet für eine Durchforschung der Provenienz und der sprachlichen Grundlage ihrer Theogonie, sowie der epischen und didaktischen Dichtungen im allgemeinen. Ein Zusammenhang mit dem Slavischen ist da unabweisbar und scheint es, dass hier so manches auf ein slavisch beschriebenes Pergamentblatt verzeichnet wurde, ehe die primäre Schrift gründlich unleserlich gemacht worden war. —

M. Žunkovič:

»Schwayxtix«.

Ein Schulbeispiel oberflächlicher Forschungspflege.

Schon im böhmischen Handschriftenstreite hatte der Verfasser Gelegenheit auf einen einfachen Lesefehler („stojieši“ statt „stogeši“) im sogenannten „Vyšehrad-Liede“ aufmerksam zu machen, welcher

durch jedermann, der den Originaltext nur einmal normal liest, hätte berichtet werden können; und doch geschah dies durch 94 Jahre nicht, ja, im Gegenteile: weil diese Stelle als unsinnig erschien, erklärte man gleich die ganze Handschrift für gefälscht und unterschoben, worauf sie im böhmischen Landesmuseum in die nun schon berüchtigte Schublade für „Falsifikate“ versenkt wurde.

Damals (1912) war nicht anzunehmen, daß sich ein ähnlicher Lapsus überhaupt noch sonst wo bieten oder wiederholen könnte, und doch ergab sich kurz darauf ein noch krasserer Fall mit gleicher Folgewirkung.

Beim Studium der sogenannten „Rjeta“-Altertümer, einem Funde von eigenartigen Bronzegegenständen mit wendischen Runenschriften traf der Verfasser auf die als „Schwayxtix“ benannte Statuette und konnte sich nicht zurechtfinden, wie man je zu dieser Lesung gelangen konnte, da sich doch jeder, der das wendische Runenalphabet kennt oder dem man es nur *ad hoc* vorweist, leicht überzeugen kann, daß jenes Wort dort absolut nicht steht. Weil aber hier ein „sch“ gelesen wurde, also eine in älterer Zeit ganz undenkbare und unmögliche Lautkombination, wurde sofort das Todesurteil gefällt: diese Altertümer seien nicht alt, sondern Fälschungen der Neuzeit!

Man möchte nun als selbstredend voraussetzen, daß bei einem so exotischen Funde und der großen Zahl verschiedenster Objekte (66) doch gewichtige Bedenken aufsteigen müßten, ob das eingravierte Wort vielleicht doch nicht anders lautet, denn daß ein so genialer Künstler, wozu gerade ein divinatorisches Wissen notwendig war, einen so läppischen Fehler gemacht hätte, erscheint rundweg ausgeschlossen, und dies umsomehr, da der „sch“-Laut bis zum XII. Jahrhunderte gänzlich unbekannt war, sowie daß weder die Runen- noch die slavischen Alphabete diese Buchstabenkombination überhaupt kennen. Diese Umstände mußten unwillkürlich jedermann stutzig machen und zur Vorsicht mahnen, denn der Fälscher konnte nur ein Slave gewesen sein, der die altwendische Sprache vorzüglich beherrschte, und der soll nicht gewußt haben, daß die slavischen Sprachen kein „sch“ kennen!?

Diese Altertümer wurden in der Zeit von 1687—1697 in Prilwitz (Mecklenburg) bei einer Grubenaushebung gefunden; doch erst im Jahre 1768 wurde ihnen durch das Interesse des Herzogs Carl

von Mecklenburg die erste wissenschaftliche Behandlung zuteil. Die Runeninschriften wurden damals mit Hilfe der gangbarsten Alphabete (von Cluver und Arnkiel) transkribiert; da aber den Text niemand verstand und man vermutete, daß er mit Rücksicht auf die Sprache der Urbewohner daselbst slavisch sei, wurde der Oberpfarrer Letochlěb aus Peitz, der des Böhmisches kundig war, zu Rate gezogen, und bot dieser auch eine im großen zutreffende Auslegung. Aber schon bei dieser ersten Transskription muß ein Fehler gemacht worden sein, und seither folgte jeder blind, wie die Schildaer ihrem Bürgermeister in den offenen Brunnen, derselben Lesung nach und sah hier immer, wie hypnotisiert, ein „Schwayxtix“. — Freilich kam gerade diese Lesung der Tendenz, diese altehrwürdigen Kulturbelege tunlichst geräuschlos wegzueskamotieren, sehr willkommen und sie wurde auch voll ausgenützt.

Mögen nun auch die früheren Ausleger und die später sich einmischenden Neider dieses falsch transskribiert und gelesen haben, sie hätten es doch nicht berichtigt, da es fast durchwegs des Slavischen unkundige Deutsche waren; betrübend ist es aber, wenn sich viel genannte Slavisten mit der Kontrolle dieser Inschriften eingehend beschäftigen und dabei doch nicht den handgreiflichen Fehler sehen oder erkennen, und wenn ja, nicht berichtigen wollen, denn sobald man ausdrücklich von Fälschungen spricht, muß man doch auch das Vorhandensein eines Originals zugeben, und dann ist die Fälschung keine Fälschung mehr, sondern lediglich eine Vervielfältigung.

Ein solcher ernster Vorwurf muß in dieser oder jener Richtung hier dem bekannten Slavisten Prof. V. Jagić gemacht werden, der als einer der letzten Gegner in dem Aufsätze „Zur slavischen Runenfrage“ (Archiv f. slav. Philologie, 1881) alle seine Autorität einsetzte, um über die Rjetra-Altertümer ebenso autokratisch den Stab zu brechen, wie später in unglaublicher Verblendung auch über die altböhmisches Handschriften.

Wir legen hier seine eigenen Bekenntnisse zur Grundlage. Im erwähnten Aufsätze erteilt er (S. 195) anderen die Lehre: „Nichts ist gefährlicher für die Erkenntnis der Wahrheit, als die urteilslose Wiederholung fremder Äußerungen“, und fügt zugleich noch zu, er habe sich, um sicher zu gehen, sogar die Originale in Neu-Strelitz selbst angesehen, wobei für ihn nicht die Kunstfertigkeit des Gelbgießers, sondern die darauf angebrachten Runeninschriften das Wichtigste waren.

Nichtsdestoweniger ist Jagić in den eben gerügten Fehler selbst gefallen, denn er findet dort auch die Aufschrift „Schwayxtix“. Hat er nun diese Figur selbst gesehen und gelesen, was wir seinen Äußerungen gemäß doch nicht bestreiten dürfen, so mangelten ihm hiezu wohl die notwendigen Runenschriftkenntnisse, was auch zutreffen scheint, da er nur die Alphabete von Cluver, Arnkiel und Masch anführt. Nun schrieb Masch jenes von Arnkiel ab, Arnkiel von Cluver und Cluvers Alphabet ist unvollständig und dabei bedenklich falsch. Unter diesen Prämissen und der Tatsache, daß es doch sonst genug alte und ausführlichere Runenalphabete gibt, war aber Jagić noch gar nicht berechtigt, alles kurz und klein als eine Fälschung zu verrufen, den Brüdern Grimm zugleich den „Mangel einer festen wissenschaftlichen Überzeugung“ abzusprechen, weil sie sagten, „jeder der die Rjetra-Figuren mit eigenen Augen sah, hat sich noch für ihre Echtheit entschieden“, und schließlich pathetisch zu erklären (S. 214), daß die Fälschung selbst der ältesten Stücke nicht vor das Jahr 1737 fallen kann“.

Nun steht aber auf der genannten Statuette (Rückseite), wie die beigegebene Figur zeigt,*) durchaus nicht

SCHWAYX

TIX

BELBOCG

sondern

LICJEVAJAM

TIM

BILBOCG

*) Das Original ist eine Handzeichnung des Hofmalers Daniel Woge aus dem Jahre 1770, und wie er selbst beifügt »nach den Originalien auf das genaueste gemahlet und in Kupferstichen ausgegeben«. — Die Redaktion ersuchte aber trotzdem die Verwaltung der Großherzoglichen Sammlungen in Neustrelitz um die Bewilligung einer photographischen Reproduktion dieser Statuette, um sie der Handzeichnung gegenüberstellen zu können. Diese Bitte wurde am 22. Februar l. J. rundweg abgeschlagen und hiezu noch der Satz beigefügt: »Im übrigen wird die Frage um die Prillwitzer Idole als wissenschaftlich längst erledigt betrachtet.« — Dieser aktuell doppelt deplazierte Beisatz des Kustos Dr. v. Buchwald zeigt, daß da wohl subtile Gründe für die Fernhaltung der Aufklärung vorhanden sein müssen, weil man diese »Fälschungen« so ängstlich abschleift, welche die Fürsten von Mecklenburg-Strelitz als wahre Freunde der Wissenschaft einst so opferfreudig zusammengetragen haben; überdies gilt im menschlichen Wissen nichts als definitiv erledigt. — Ob diese Bronzegegenstände schon überhaupt je seit der Erfindung der Photographie reproduziert wurden, war auch nicht zu erfahren möglich; auf eine frühere Bitte um Behelfe in gleicher Sache erhielt der Verfasser von derselben Stelle nur eine kurze, unhöfliche Antwort. — Vielleicht hat nun Prof. Jagić oder irgendeine Akademie mehr Glück in dieses verzöpfte Geheimnis einzudringen, obschon auch noch niemand behauptet hat, daß die Zeichnung Woges mit der Schrift auf der Figur selbst irgendwie nicht übereinstimmen würde.

d. h. „ich stelle hiemit den Bilbog dar“, denn der Begriff „lic'ovajat'“*) bedeutet im Russischen noch heute: darstellen, Umrisse machen, modellieren.**) — Auf welche Funda-



*) Zitate aus Sprachen mit besonderer Schrift (Russisch, Griechisch u. ä.) werden im »Staroslovan« ausschließlich in lateinischer Transkription gegeben, da dies für die Wissenschaft keinerlei Einbuße bedeutet, manchem Leser aber doch Erleichterungen bietet.

**) Der Fall, daß der Künstler sein »fecit, pinxit, sculpsit« seinem Werke beifügt, wiederholt sich bei den nordeuropäischen Runendenkmälern sehr häufig, denn in anderen Fällen heißt es wieder: »vraet runa, runoh varitu, vrtal, pisar-runar u. ä.

mente oder Einflüsse hin nun Jagić sein Anathema aufbaute, ist aus nichts zu ersehen und übrigens heute bereits belanglos; Tatsache ist aber, daß man sich seit jener Zeit in slavenfeindlichen Kreisen trotzdem stets mit großer Sicherheit auf die Entscheidung dieser „Autorität“ beruft.

Sieht man aber auch von der mangelnden Gewissenhaftigkeit bei dieser wissenschaftlichen Nachkontrolle im allgemeinen ganz ab, so ist es an sich ein Unsinn hier die Möglichkeit einer Fälschung nur zu vermuten, denn wer da weiß, daß hier zahlreiche, mit verschiedensten schönen Reliefs versehene vorchristliche Devotionalien modelliert, gegossen, beschrieben, nach der großen künstlerischen und kostspieligen Arbeit aber gleich wieder in ein starkes Feuer geworfen wurden, so daß sie zum großen Teile wieder bis zur Unkenntlichkeit abschmelzten, der muß doch zugeben, daß kein Vernünftiger auf eine so pathologische Art alt-slavische Kulturbelege herbeischaffen wird.

Ein höchst betrübendes Symptom für die Forscherkreise ist es nun auf jeden Fall, wenn ein so einfacher, geradezu nach einer Nachprüfung schreiender Fehler durch 145 Jahre nur deshalb nicht aufgefunden und berichtet werden konnte, weil sich der Nachfolgende immer *bona fide* darauf verließ, daß der Vorgänger die Sache schon gründlich geprüft habe; einem solchen Bequemlichkeits-Optimismus verdankt daher ein gewöhnlicher Lesefehler seine ungeprüfte Existenz durch fünf Gelehrten-Generationen!*)

*) Etwas Ähnliches spielte sich vor kurzem in Prag ab. Als i. J. 1911 der Streit um die Echtheit der böhmischen Handschriften von neuem heftig entbrannte und die philosophische Fakultät der böhm. Universität in Prag, — als historische Gegnerin der Handschriften schon seit dem J. 1886 — nach der dargelegten Nichtigkeit aller Verdächtigungen in eine peinliche Enge geriet, da erklärten 52 Professoren und Dozenten in einer öffentlichen «Kundmachung» am 31. Dezember 1911 als «Fachmänner» die Handschriften als zweifellos gefälscht. — War nun schon die Form an sich keine gut gewählte, so stellte sich noch kurz darauf heraus, daß möglicherweise kein einziger dieser Manifestanten je im Leben die «gefälschten» Handschriften selbst näher gesehen oder gar eingehend studiert hat, denn auf eine Anfrage erklärte der langjährige Bibliothekar des Landesmuseums, Dr. Zibrť, der die Handschriften unter Sperre hält, daß in den letzten 20 Jahren nur 3, vielleicht 4 Personen bei ihm mit dem Wunsche erschienen, sich die Handschriften näher besehen zu wollen. — Nun wissen wir aber, daß darunter auch Interessenten waren, die auf der «Kundmachung» nicht unterzeichnet sind; es können sonach bestenfalls von allen 52 «Fachmännern» nur 1—2 die Handschriften näher gekannt haben; alle übrigen gaben aber öffentlich ein Zeugnis *carta bianca* ab.

War es daher nur ein bedauerlicher Irrtum aus Nachlässigkeit, aus blindem Vertrauen auf die Tradition oder aus Unwissenheit, so ist derselbe nun richtiggestellt, und sind hiemit, umsomehr als die „Schwayxtix“-Figur stets als das Hauptargument gegen die Echtheit angesehen wurde, diese altslavischen Kulturdokumente zugleich auch rehabilitiert. —

M. Žunkovič:

»Jus primae noctis« bei den Slaven.

Ein Musterbeispiel eines bedenklich plumpen wissenschaftlichen Irrtums gibt die Forschung und Nachprüfung, ob bei den Slaven je das „*Jus primae noctis*“, d. i. das Recht des Landes-, Lehens- oder Grundherrn auf den ersten Beischlaf jeder neuvermählten Jungfrau bestanden habe, denn es zeigt sich hier drastisch, wie rasch und leicht ein logischer Denkfehler, oberflächliche Forschungspflege und ein infantiles Sprachwissen ein kulturhistorisches Märchen aufbauen und einen Sprung ins Extreme machen kann, und welche Mühe hingegen die Wissenschaft aufwenden muß, um zu überzeugen, daß nur Vorurteile und falsche Deduktionen diese Märchenbildung ermöglichten.

Die außerslavische Gelehrtenwelt befaßt sich mit der Aufklärung dieser Rechtsfrage seit Dezennien in intensivster Weise. Zahlreiche Werke, welche schon kleine Bibliotheken füllen könnten, wurden bereits über dieses Thema geschrieben, denn die einen halten fest daran, daß es seit den ältesten Zeiten ein solches Recht gegeben, die anderen bestreiten dies wieder mehr oder weniger überzeugend.*) Wer jedoch darüber nüchtern denkt, hält es mit diesem Streitobjekte genau so wie die Weltgeschichte mit allen ihren nebelhaften Vorkommnissen; sie alle gleichen einer Statue auf drehbarem Sockel und jeder wendet sie nach Belieben bald dem Lichte zu, bald zur Schattenseite hin, je nachdem der Einzelne oder die momentane Zeitströmung fallweise hiebei Licht oder Schatten vorzieht, wobei allenthalben und bis zu einer gewissen Grenze sogar jeder im Rechte verbleibt.

Das Resultat aller dieser Untersuchungen, Meinungen und Gelehrten-Katzbalgereien ist aber in Extraktform folgendes:

ein solches Recht hat im juristischen Sinne nicht bestanden; „*jus primae noctis*“ war lediglich der rechtstechnische Begriff für die

*) Eine übersichtliche Arbeit dieser Art verfaßte z. B. Dr. Karl Schmidt „*Jus primae noctis*“. Freiburg i. B. 1881. Hiezu Anhang »Slavische Geschichtsquellen zum *J. pr. n.*« — Posen 1886.

formelle Einwilligung des Grundherrn zu einer legalen Eheschließung, wofür normal eine Ehefaxe eingehoben wurde;

das „*jus primae noctis*“ war mitunter eine Art demonstrativen Rechtssymbol, denn dadurch, daß die Tochter, die anlässlich der Heirat in die Zugehörigkeit eines anderen Grundherrn gelangte, die Brautnacht in der Wohnung des Vaters verbrachte, wahrte sie sich auch das Erbrecht auf das väterliche Gut, da ihre Nachkommen hie-mit, als in der alten Hofhörigkeit gezeugt, angesehen wurden; es war dies also ein mit der Brautnacht erworbenes Recht;

wo es in unmoralischem Sinne ausgeübt wurde, war es nur ein Recht des Stärkeren, daher kein Recht, sondern eine Willkür, Gewalt oder Übergriff im allgemeinen, der sich durch die Extreme der sozialen Stellung der Menschen von selbst ergibt und woran sich, so lange es Herrschende und Dienende geben wird, kaum je etwas wesentlich ändern kann.

An ein „*jus primae noctis*“ ist aber auch aus physischen wie moralischen Gründen nicht zu denken, denn die Grundherrn waren doch vielfach nur juristische Personen, dann Frauen (z. B. Äbtissinen), Witwen, Kinder, Greise, charaktervolle oder glücklich verheiratete Männer, welche von dem „Rechte“ im unmoralischen Sinne naturgemäß keinen Gebrauch machen konnten und auch nicht wollten. Nebstbei konnte ein solches Recht schon biologisch nicht von Kontinuität sein, und war doch auch die Qualität der Braut, ihr Äußeres und ihr Alter hierbei maßgebend, was schließlich auch den größten Wüstling beeinflusst. Übrigens wird ein despotischer Grundherr wohl nicht erst auf die Brautnacht gewartet haben, falls er einmal für die Befriedigung seiner sexuellen Gelüste eine bestimmte Wahl unter den Schönen seines Untertanenbereiches getroffen, also Umstände, die alle auf das Entschiedenste gegen eine, selbst beschränkte Allgemeinheit eines solchen „Rechtes“ sprechen.

Hingegen gibt es doch auch heute allerlei gesetzliche Hindernisse zur vollgültigen Eheschließung, wie: Blutsverwandtschaft, eine untere Altersgrenze, Militärdienstpflicht, Aufnahme in die Matriken u. a., daher die Ehebewerber immer zuvor einige kirchliche und juristische Formalitäten in verschiedenen Ämtern erfüllen müssen, die ja auch an diverse Geldleistungen gebunden sind. Genauso waren aber auch ehemals mancherlei Gründe vorhanden, welche den Gutsherrn bemüßigten, sich über die Eheschließung seiner Hörigen oder Leibeigenen das Entscheidungsrecht vorzubehalten, da schon die Heirat einer Vasallentochter auf die Rechte des Lehensherren von

fühlbarer Bedeutung sein konnte. So hätte bei völlig freier Wahl des Gatten ein Unwürdiger oder gar ein Todfeind des Lehensherrn durch Heirat in den Besitz des Lehens gelangen können; es entsprach daher schon der Pflicht der Lehenstreue, daß ein Vasall seine Tochter nur mit Zustimmung des Lehensherrn verheiratete; der Grundherr durfte sich also schon aus Selbsterhaltungsgründen nicht seines unbedingten Einflusses auf die Ehegründungen begeben.

Überdies kam es doch häufig zu Eheschließungen zwischen Hörigen und Freien, wobei sich der erstere loskaufen mußte; dergleichen heirateten oft Ungenossen, also Hörige verschiedener Herrschaften, welche nun die Genehmigung beider Grundherrn einholen mußten, denn der Hofbesitzer galt schon an sich als Vormund eines jeden Hörigen. Eine Heirat, selbst unter den Ärmsten, konnte daher nicht so stillschweigend vor sich gehen, denn es handelte sich dabei immer um die Regelung gewisser persönlicher sowie vermögensrechtlicher Angelegenheiten der Brautleute; dergleichen hatte der Grundherr schon aus wirtschaftlichen Gründen ein besonderes Interesse daran, daß namentlich nicht zu viele aus seiner Hörigkeit ausgeschieden, weil er dadurch immer junge Arbeitskräfte verlor. — Alle Heiratsabgaben erklären sich daher lediglich als Gegenleistungen für die grundherrliche Ehebewilligung. Daß diese oft ganz erlassen wurden oder genau präzisiert waren, ist gewiß ebenso wahr, wie daß habgierige Beamte dieselben willkürlich erhöhten, diese Lage zu Erpressungen ausnützten oder gar allerlei menschlich unwürdige Bedingungen stellten.

Die Heiratsabgaben hatten örtlich auch eigene typische Bezeichnungen, die uns aber heute in bezug auf die sprachliche Bedeutung zum Teile nicht mehr verständlich sind. Sie hießen z. B. „bedemund“ in Westphalen; „Brautgeld, Brautgulden“ in Bayern; „Brautlauf“ in Schwaben; „bumeda, burmede“ bei den Wendinnen; „Freudengeld“ bei Merseburg; „Hemdlaken“ in Niedersachsen; „Klauentaler“ in Mecklenburg; „Nagelgeld“ in der Grafschaft Ravensburg; „Schürzentaler“ in der Rheinpfalz, „Bunzengeld, Punzengroschen“ im ehemaligen Fürstentum Querfurt u. a. Letztere Bezeichnung ist für die Slaven etymologisch besonders interessant, denn darin steckt das slavische Wort „punca“ = Mädchen, Jungfrau, wie es sich bei den Slovenen und Basken bis heute erhalten hat, und auch im Deutschen als Vulgärausdruck und Schmähwort in der Form „Funze, Pfunze“ (= sprödes Mädchen) gebraucht wird. —

Alles dies mußte vorausgeschickt werden, um nun auf dieser Basis darzulegen, wie sich die Verhältnisse mit dem „*jus primae*



noctis“ bei den Slaven gestaltet haben. Doch bieten sich auch da keine wesentlichen Unterschiede, denn auch hier hat die Gelehrtenwelt eine unglaubliche Verwirrung angerichtet, weil leider die slavische Philologie, welche es leichter hatte gewisse fälschlich kommentierte Gebrauchsbegriffe aufzuklären, Fehler machte, die nicht nur unbegreiflich, sondern geradezu traurigkomisch erscheinen.

So erzählt die älteste russische Chronik, die den ersten urkundlichen Beleg für eine Heiratssteuer bei den Russen bietet, von der Fürstin Olga i. J. 964: „*togdaž otriešč Olga knjažeje, i uložila brat ot ženiha po čornie kunie, kak knjaziu tak bojarinu ot jeho poddanago.*“ Man legte sich dies folgend aus: „damals schaffte Olga das Fürstliche ab und verordnete, von dem Bräutigam je einen schwarzen Marder zu nehmen, dem Knjaz sowohl als dem Bojar von seinem Untertane“ und meinte, Olga habe als Frau naturgemäß auf das fürstliche Recht, daß die Braut die erste Nacht dem Fürsten gehöre, zugunsten der Adeligen verzichtet, die nun für die Erteilung der Ehebewilligung einen schwarzen Marder nehmen durften.

Die Auslegung wäre ja nicht abzuweisen, denn es liegt doch nahe, daß eine Regentin die einem Weibe ganz widerstrebende Sitte abschafft; aber jener Satz hat den wesentlich anderen Inhalt: „damals schaffte Olga das Fürstliche (die Ehetaxe an den Landesfürsten) ab und verordnete vom Bräutigam eine gewöhnliche „kuna“ (= Normalmünze) u. zw. sowohl dem Knjaz wie dem Bojar von seinem Untertane zu nehmen“.

Die Konfusion rührt vor allem daher, weil niemand beachtete, daß man die älteste russische Münze oder Münzeinheit „kuna“ nannte, sowie daß „černi, čornij“ nicht nur schwarz, sondern auch steuer-, frohn- oder abgabepflichtig, wie auch gewöhnlich bedeutet, bzw. einst bedeutete, denn jedes russische Wörterbuch führt diese Bewertungen als bekannt, wenn auch zugleich als veraltet an. — Die Abgabe selbst bezeichnete man offenkundig als „kuničnoje“ (= Ehetaxe), weil dieselbe eine „kuna“ (= Geldmünze) betrug, nur führte der Umstand eine Verwirrung herbei, weil „kuna“, richtiger „kouna“ (oder „kona“), zugleich den Marder bezeichnen kann; überdies benennen alle Slaven die weibliche Scham (vulva) auch so und führt der älteste bekannte Beleg, d. i. die „Lex Salica“ aus dem V. Jahrhunderte (Handschrift von Sens-Fontainbleau-Paris), auch schon „kuna“ wie „kunda“ an.

Diese Geldsteuer war sonach nichts weiter, als das amtlich erworbene Recht auf die Eheschließung, und eben auf diese Abgabe,

die bis nun den Landesfürsten zu zahlen war, verzichtete Olga zugunsten der Grundherrn. Ob aber „kuničnoje, kuna, kunica“ an diese oder jene der drei Bedeutungsmöglichkeiten gelehnt ist, bleibe hier unerörtert, doch ist es Tatsache, daß auch andere Slaven unter „kunigovanje“ — Hochzeit, die Litauer im besonderen aber den Mädchenabend, Polterabend verstehen; überdies darf bei einer Ehebewilligungssteuer auch eine geschlechtliche Anspielung in etymologischer Richtung durchaus nicht auffallen oder prüde aufgenommen werden.

Ob nun der Deutungsfehler „čornaja kuna“ zu schwarzer Marder aus Unwissenheit oder böser Absicht geschah, wer soll heute darüber zu Gerichte sitzen! Aber die Folgewirkungen dieser Entgleisung müssen als eine bewußte Fälschung geschichtlicher Tatsachen aufgefaßt werden, denn man schloß gleich daraus, daß unter Olga (945—969) die Russen noch höchst unkultiviert waren, weil sie damals noch kein Geld kannten und ihnen als Zahlungsmittel noch Häute oder Pelze von Mardern, Eichhörnchen usw. dienten. Um dies glaubwürdiger zu machen, erzählte man weiter, daß um das Jahr 995 in Rußland noch bemalte (!) Lederstücke des Marders als Münzsurrogate galten, und folgte dies aus einem Passus der ältesten russischen, sogenannten Nestorschen Chronik, wo es heißt, Fürst Vladimir ließ zum Andenken an den Sieg über die Pečenegen eine Kirche erbauen und veranstaltete zugleich ein großes Volksfest, wozu 300 Fäßchen Honig verwendet wurden; überdies ließ er die Armen zu Hofe kommen; nebst Speisen und Trank durfte sich ein jeder zum Schlusse auch ein Stück „kuna“ aus der Kassa nehmen.

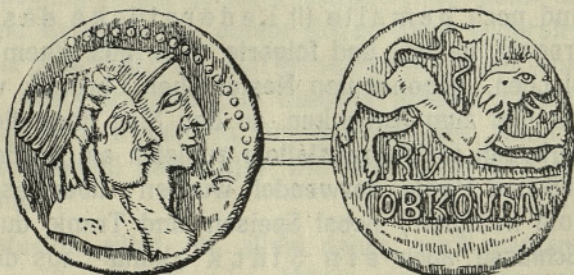
Diesen haarsträubenden Stumpfsinn erzählt man aber ruhig weiter, um hiemit darzulegen, auf welchem Tiefstande die altslavische Kultur noch im X. Jahrhunderte war, da man noch gar kein Hartgeld kannte. Alles dies ist jedoch unmöglich wahr, denn, ganz abgesehen davon, daß der Marder überhaupt nicht schwarz sondern braun ist, bleibt

- a) ein in kleine Stücke geschnittenes Marderfell, selbst wenn es bemalt wäre, da es bei dieser „Unkultur“ wohl keine Kunstminiaturen gewesen sein konnten, an sich absolut wertlos; wie hätte übrigens ein solches Zahlungsmittel nach einiger Gebrauchszeit ausgesehen!
- b) Gab es damals viele Edelmarder, so hatten auch ganze Felle wenig Wert; gab es wenige, so wird sie niemand zerschneiden,

da das Fell doch als Ganzes am wertvollsten ist; überdies konnte sich da jeder Geld nach Belieben selbst machen, denn er brauchte nur Marder zu fangen; und so wäre schließlich jedes Stück Fell zur Münze geworden und wer soll dies dann als Kaufmittel angesehen haben?

- c) Gab es auch „marcas cunarum“. Herzog Boleslav von Krakau entschied z. B. im Jahre 1259 einen Streit dahin, daß der Sachfällige „20 marcas cunarum“ zu zahlen habe; Marderfelle waren dies also gewiss nicht, und wenn die Strafen auf dieser Grundlage bemessen worden wären, so gäbe es schon seit Jahrhunderten keine Edelmarder mehr.

Nun gab es aber unter Olga schon Münzen, wie die beigegebene Figur zeigt, die bisher auch noch niemand als gefälscht bezeichnet hat. Es ist dies eine Silbermünze (Museum Berlin), die auf der Aversseite die Fürstin mit ihrem Sohne Svjatoslav darstellt; auf der Reversseite steht jedoch der Gattungsname der Münze selbst, lautend „Rusov kouna“, d. i. russische Münze, deutlich und für jedermann lesbar geprägt.



Russische „kouna“-Münze.

Eine weitere, noch unvergleichlich ältere Münze ist die nachstehend abgebildete mit der Aufschrift „kunic“.



Münze „kunic“.

Die Wissenschaft hat sich in diesem Falle hinweggeholfen, indem sie erklärte, es sei dies eine zum Andenken an die Vermählung Gunhildens, der Tochter des Polenfürsten Mscislav I. (962—992) mit dem Dänenkönig Svein Haraldson geprägte Münze. Tatsächlich bedeutet dies „kunica“ (= kleine „kuna“), woraus zugleich zu ersehen ist, dass es auch Münzabstufungen gab.

Da aber das Alter der letztgenannten Münze viele Jahrhunderte höher sein kann als jene der Olga, die Zeit aber doch nicht näher

bestimmbar ist, so sei nur noch angeführt, dass es doch schon mindestens 100 Jahre vor der Fürstin Olga in Russland Münzen gab, wie die beigegebene Figur mit der Runenaufschrift „Rurik“ zeigt.



„Rurik“-Münze.

Daß aber gerade diese erhaltene auch zugleich schon die erste Münze war, ist höchst unwahrscheinlich; überdies zeigt die Prägung eine höhere künstlerische Ausführung als so manche späteren Münzen anderer Länder. — So oder ähnlich wird über altslavische Kulturverhältnisse geschrieben, trotzdem greifbare Beweise dagegen sprechen, und slavische Schriftsteller bestätigen ruhig solche Märchen oder verbreiten sie gar selbst ungeprüft weiter.

Daß „knjažnoje“ wirklich eine Steuer kennzeichnete, ersieht man auch aus Analogieformen, wie „kuničnoje“. — Auch in Russisch-Polen gab es Ehebewilligungssteuern, wie „dzevcyze“ (virginale, Jungfersteuer), „wdovyne“ (viduale, Witwensteuer — bei einer Wiederverheiratung) und „pasterne“ (Stieftochtersteuer)*, doch wurden diese Taxen bereits im Jahre 1262 für ganz Polen aufgehoben.

Doch auch anderen rechtsfachlichen Begriffen in dieser Richtung wurde eine ähnliche Tendenz beigelegt. — So kennen und gebrauchen alle Slovenen den Ausdruck „jutrnja“ für Ehevertrag. Auch darin wollte man eine Anspielung auf das „*jus primae noctis*“ finden, meinend, es besage dies, daß die Braut erst am nächsten Morgen („jutro“) dem Bräutigam gehöre; der sonderbare deutsche Begriff „Morgengabe“ ist daher nur eine falsche Interpretation von „jutrnja“ (statt „Lebenssicherungsgabe“). Das Wort ist nämlich nicht aus „jutro“ sondern aus „jutitj“ gebildet, das im Russischen noch immer: sicherstellen, Zufluchtsstätte geben, sich einnisten bedeutet. Da aber der notarielle Ehevertrag tatsächlich die Sicherstellung der Zukunft der Braut und deren vermögensrechtliche Verhältnisse regelt, kann daher weiter über die Etymologie dieses originellen Rechtsbegriffes, dessen gemeinsprachliche Existenz sich doch auch im lateinischen „jus“ widerspiegelt, kein Zweifel mehr obwalten.

*) Den Begriff »pasterne« hielt man bisher allgemein für einen Schreibfehler in den Urkunden, da man keine sprachliche Erklärung für denselben finden konnte; der Slovener gebraucht ihn aber noch heute in der Bedeutung Stieftochter (auch Ziehtochter) in der Form: pasterka, pastorka, pasterna.

Einen ähnlichen Sinn legte man auch den in altfranzösischen Urkunden wiederholt erwähnten Rechtsbegriffen „*droit de fougage*“ (Toulouse) und „*merdolade*“ (Tulle) bei. Aber auch hier kann von besonderen Rechten auf die Brautnacht keine Rede sein, nachdem man ja weiß, daß das erstere in einer Steuer aller Verheirateten (während des ehelichen Geschlechtsverkehrs), das zweite in einer Abgabe nur im ersten Ehejahre bestand. — In diesen Begriffen erkennt man aber noch immer die slavischen Anthropophyteia „*fukati*“ (slovenisch) und „*mrdati*“ (böhmisch), nur bleibt die Frage offen, wie sich diese heute nur obszön gebrauchten Ausdrücke in Südwestfrankreich einbürgern konnten, ein weites Feld der Erwägungen über die einstige Verbreitung der slavischen Sprache. Doch ist auch dies kein vereinzelter Fall. — Salomo ben Isak, Rabbiner in Troyes (a. d. Seine), geb. 1040, gest. 1105, führt in seinen religiösen Schriften eine Menge slavischer Wörter an, die er offenkundig beim Unterrichte verwendete, wie: „*oplatki*“ (= Oblaten; der deutsche Begriff ist also ein Slavismus), „*dlota*“ (= Meisel), „*sní*“ (= Schnee), „*guna*“ (= Filzdecke), „*dohet*“ (= Teer), „*krokim*“ (= ein ziemlich großer Käfer; wahrscheinlich Maikäfer, da er slavisch „*hrošč*“ heißt), „*pripojiti*“ (= anfügen) u. a. m. — Desgleichen weisen die Schriften des Zeitgenossen Isaks, des Rabbiners Josef ben Simon Kara in Troyes, slavische Glossen auf, ein Beweis, daß es sich hier durchaus um kein zufälliges Eindringen slavischer Begriffe handeln kann.*)

Schon diese wenigen Beispiele zeigen in betäubender Weise einerseits, wie oberflächlich bearbeitet und gedankenlos entstellt die altslavischen Rechtsbegriffe sind, andererseits bieten sie zugleich einen kleinen Einblick in die Qualität jener Beweise, welche konstruiert wurden, um das Märchen von der Unkultur und Minderwertigkeit der Altslaven glaubwürdiger zu machen.

Wissenschaftliches Allerlei.

Der Grabstein der kroatischen Königin Jelena († 976).

Die äußerst rührige archäologische Gesellschaft „*Bihac*“ in Spjlet (Spalato), welche sich die Erforschung der kroatischen Geschichte zur besonderen Aufgabe stellte, machte vor einigen Jahren einen hochinteressanten Fund in Solin (Salona). Im Atrium der großen Basilika

*) Mitteilungen des Dr. J. Freimann, Rabbiners in Holleschau (Mähren).

stieß man bei den Ausgrabungen auf einen Sarkophag mit einem umfangreichen lateinischen Epitaph. Obschon aber die Schriftseite in 90 Stücke zertrümmert war, gelang es den äußerst mühsamen Kombinationen der heimischen Archäologen Don Bulić, Prof. Kržanić und Barač schließlich doch den Text verlässlich zu entziffern und festzustellen, daß hier die irdischen Überreste der i. J. 976 verstorbenen kroatischen Königin Jelena verwahrt liegen.

Der wissenschaftliche Erfolg dieser Inschriftlösung ist aber nicht nur vom Standpunkte der nun historisch beglaubigten Existenz der Königin Jelena (Helena) an sich bedeutend, da über diese bisher nur Sagenhaftes bekannt war, sondern hiemit wurde zugleich eine größere, in der kroatischen Geschichtschreibung unklare Epoche aufgehellt. — Jelena war, der Inschrift nach, die Gemahlin des Königs Stjepan und die Mutter des Königs Mihajlo. Nun kennt aber die Geschichte keine kroatischen Könige dieses Namens im X. Jahrhunderte. — Das Rätsel besteht jedoch darin, daß die kroatischen Herrscher nach der Christianisierung zwei Namen führten, u. zw. einen nationalen oder offiziellen Regenten- und einen Taufnamen. Im kirchlichen Gebrauche und bei christlichen Chronisten wurde nur vorwiegend der Taufname, im äußeren, sogenannten diplomatischen Verkehre und mit Nichtchristen hingegen der nationale Name angewendet. Man weiß aber, daß Konst. Porphyrogenetos, der das Werk „*De administrando imperio*“ in den Jahren 949—952 schrieb, die Könige Krešimir und Miroslav jener Zeit erwähnt, er kann somit unmöglich Könige gleichen Namens vom XI. Jahrhunderte gemeint haben. Nachdem aber auch andere Chronisten erwähnen, daß Miroslav der Sohn des Krešimir war, dann daß Stjepan I. auch Miroslav hieß, ist es nun erwiesen, daß die Angaben auf dem Epitaph richtig sind, und war Jelena eben die Gemahlin des Krešimir-Mihajlo und die Mutter des Miroslav-Stjepan, womit der Zweifel betreffs der Doppelnamen vollkommen geklärt und die Konfusion behoben ist, die noch durch den Zufall verstärkt wurde, daß die Gemahlin des Königs Krešimir II. (1018—24) auch Jelena hieß.

Dieses Vorkommnis, daß durch Doppelnamen geschichtliche Daten verwirrt werden können, wird hier bewußt und zum didaktischen Zwecke ganz besonders hervorgehoben, weil es in der Geschichte der anderen slavischen Nationen auch ähnliche Situationen geben kann, daher bei der Entwirrung eines Namensknäuels auch diese Möglichkeit nicht unbeachtet belassen werden soll.

Ein inferiores Interesse hat aber die historische Beglaubigung des kroatischen Namens Miroslav im X. Jahrhunderte auch für die

Böhmen. Man warf nämlich Hanka vor, er habe in „*Mater verborum*“ (ein lateinisches Wörterbuch aus dem XIII. Jahrh.) die Notiz „*Mirolav maliř*“ zu dem Zwecke eingeschmuggelt, um den Böhmen originalslavische Namen herbeizuschaffen oder aufzudrängen. Doch war dies durchaus nicht notwendig, denn wer kann heute entscheiden, ob der Name „*Mirolav*“ früher bei den Süd- oder Nordslaven gebräuchlich war, denn die Ortsnamen „*Mirolav*“ oder „*Mirolava*“, die doch nicht gar so selten sind, besagen, daß dieser Name altslavisch ist, d. h. einst allen Slaven gemeinsam war.

Den Besuchern Dalmatiens vermag im allgemeinen die Besichtigung des instruktiv geordneten und rationell geführten Museums in Spljet auch verschiedene neue Anregungen in bezug auf die altslavische Archäologie bieten.

Dr. A. Kovačić.

„Juterbog.“

Ein typischer Fall, wie gedanken- und grundlos mythologische Elemente konstruiert und etymologische Deutungen geschaffen werden, zeugt der Stadtname „*Juterbog*“ in der preussischen Provinz Brandenburg. Daß der Name slavisch sei, darüber bestand wohl niemals ein Zweifel, da doch durchwegs wendische Ortsnamen daselbst obwalten, und unter diesem Eindrucke übersetzte man auch den Namen in Morgengott („*jutro*“ = Morgen, „*bog*“ = Gott). Daß es sich hier um einen mythologischen Namen handeln müsse, suggerierte schon der Begriff „*bog*“ und dies ist sodann zum Ausgangspunkte aller weiteren Phantastereien geworden.

Dr. Friedrich Wagner schreibt nun unter dieser Prämisse in der Abhandlung: „Die Tempel und Pyramiden der Urbewohner auf dem rechten Elbufer“ (Leipzig, 1828) S. 45: „Wenn man bedenkt, daß Juetre-Bog aus den beiden alten, wendischen Wörtern „*juetre*“ = Morgenröte, und „*Bog*“ = Gott, zusammengesetzt ist, man also die Morgenröte unter irgendeinem Götzenbilde hier verehrte, so wird dies umso wahrscheinlicher, da der „*Golmberg*“ (10 km östlich Juterbog) der allerhöchste Punkt in einer viele Meilen weiten Umgebung ist, und man also von hier aus die Morgenröte selbst am frühesten und herrlichsten erblicken konnte, bei welchem Anblick gar leicht das Bild selbst vergessen und die Morgenröte unmittelbar als Gottheit gedacht und verehrt werden konnte.“ Dann S. 62: „Wo der Gott der Morgenröte stand und verehrt wurde, ist klar erwiesen und gesagt, aber nicht unter welchem Bilde, wovon aber auch nichts Bestimmtes nachgewiesen werden kann. Wahrscheinlich ist es, daß man

bei Verehrung des Morgengottes oder der des Gottes der Morgenröte (Jutribog) gar kein Bild vor Augen hatte, sondern die erscheinende Morgenröte selbst als solches betrachtete, und darin das Höhere, verehrbare Wesen fand, denn der eine Punkt, wo die Verehrung solcher Götter stattfand, war der Golmberg, der am höchsten gelegene Ort in einer weiten Umgebung.“ — Dann S. 63: „Zwar stand auch in Juterbog selbst, also in einer tiefgelegenen Gegend, ein Tempel der Morgengöttin, aber ebenfalls auf einem künstlich errichteten Berge“ u. s. w.

Nun muß aber jeder alte Chronist offen bekennen, daß man die Gestalt dieses Gottes überhaupt nicht kennt, weil an keinem Punkte, wo er angeblich verehrt wurde, irgendeine Bildsäule, eine Inschrift oder ein sonstiger Existenzbeweis zu finden war. Dies ist aber sehr natürlich, denn einen solchen Gott gab es eben nie, sondern er wurde aus der falschen Etymologie von „jutro“ statt „jut“ (= Recht, Schutz) geschaffen; „Juterbog“ bedeutet also: Schutzherr, Beschützer.

Daß in jener Gegend der isolierte „Golmberg“ sowie der „Tanzberg“ auf dem „Neumarkte“ in Juterbog, die man beide als von Menschenhand errichtet ansieht — wahrscheinlich handelt es sich aber um eine Abgrabung, um sie sturmsicherer zu machen — als Sitz des Schutzherrn jener Gegend diente, oder daß man sich bei feindlicher Gefahr daselbst zusammenscharte, ist doch naheliegend, umso mehr als Ausgrabungen auf beiden Punkten zahlreiche alte Kulturresiduen an den Tag förderten.

Daß „jutitj“ im Russischen sichern, beschützen bedeutet, wurde schon beim Artikel „*Jus primae noctis*“ erwähnt. — So sind auch die „Joten“, die Riesen der germanischen Mythologie, nichts weiter als die Schutzherrn einer bestimmten Gegend; sie wohnen auf Höhen („Jotenheim“) und bauen Verschanzungen gegen die mächtigen Erdensöhne, d. h. sie sorgen für den Gegend- und Landeschutz, sind also die Grenzbeschützer, Grenzverteidiger der ältesten sozialen Organisation.

Auf solche Art kommt allmählig Licht in die oft so groteske Genesis der Götterlehren.

„Pripegala.“

Noch sonderbarer ist die Entstehung des Gottes „Pripegala“, der bei den Elbeslaven als Gott der Wollust verehrt worden sein soll. Man erzählt, daß ihm Menschenopfer dargebracht wurden, daß er umso zufriedener war, je mehr Christenköpfe man ihm brachte, weil?

aber nicht einmal, wie er dargestellt wurde. — Selbstredend ist alles ein leeres Phantasiegebilde, denn die erste Erwähnung dieser so nebelhaften Gottheit stammt erst aus dem 12. Jahrhunderte, als alle Anhaltspunkte für die sprachliche Erklärung des Namens bereits geschwunden waren. Das Grundwort ist nämlich das slavische „pribeg“ (= Schutz, Zuflucht), „pribegala“ bedeutet sonach: Zufluchtsort, Schutzstätte. In Juterbog selbst war angeblich eine Höhe dem Gotte „Pripegala“ geweiht, d. h. eine solche Höhe diente der Stadt als Zufluchtsstätte bei feindlicher Gefahr. M. Žunkovič.

Zur Körperreinlichkeit der Slaven.

Im Dezember 1910 hielt ein Prager Universitätsprofessor in Olmütz einen volksbildenden Vortrag, in welchem er allen Ernstes die alte Erzählung, daß die Slaven den Leibschmutz geradezu als Präservativmittel gegen Krankheiten ansehen, wieder erneuerte. Diese allgemeine Behauptung, die allerdings schon lange Zeit von Geschichtsschreibern und Kulturhistorikern wiederholt wird, ist durch nichts begründet und eine Einzelerfahrung berechtigt noch niemanden zu generalisieren. Die Körperreinlichkeit ist bei allen Völkern mehrweniger von den lokalen Wasserverhältnissen abhängig, denn die Bewohner an Flüssen, Seen und Meeren baden bekanntlich sehr viel; Orte mit heißen Quellen werden allgemein, und je nach der Entfernung mehr oder weniger oft aufgesucht; der Türke wäscht sich viermal des Tages; der Karsibewohner, der im Hochsommer oft stundenweit Wasser herbeiholen muß, erscheint stets in reinlichster Verfassung in der Kirche, da es als ein stilles Gebot gilt vor Gott rein zu erscheinen. Im Großen bleibt es daher noch recht fraglich, ob die Kulturvölker im allgemeinen mehr baden als manche Naturvölker.

Was jedoch die Slaven im besonderen betrifft, so ist jene Behauptung noch weniger zutreffend. Die Urheimat des Dampfbades ist doch Rußland, wo der Wasserdampf noch primitiv durch Begießen von Kieselsteinen, die auf glühende Ofenplatten gelagert sind, erzeugt wird. Diese Badeanlage ist aber wieder ähnlich jener der Skythen, die doch allgemein als ein slavisches Volk angesehen werden; Herodot (geb. um das Jahr 500 v. Chr.) beschreibt sie in analoger Weise. — Auch Ibrahim ibn Jakub, der um das Jahr 965 n. Chr. Mitteleuropa bereiste, schildert die Dampfbäder, wie er sie bei den Nordslaven selbst gesehen, ohne sich dabei auf Herodot oder eine sonstige Quelle zu berufen. — Man soll daher nicht alles gedankenlos nachsprechen, zumal wenn, wie hier, geradezu verschiedene, gegenseitig unbeeinflusste Beweise das reine Gegenteil bezeugen.

V. Sokol.

Die Entdeckung des „Zacherlins“.

Der bekannte Insektenpulverfabrikant Zacherl stand in jungen Jahren in Dalmatien im Militärdienste. Gelegentlich fragte er die Einheimischen, woher sie das so erfolgreiche Insektenpulver gewinnen und erfuhr, daß hiezu die Blütenköpfe einer vorwiegend in Dalmatien und Montenegro wachsenden Kamille, genannt „*buhač*“ (= Flohblume; *Chrysanthemum cinerariaefolium*), verwendet werde. Er griff diese Erfahrung und Maßregel, die bei den Dalmatinern schon seit undenklichen Zeiten bekannt und erprobt war, auf und wurde auf diese Weise Millionär. V. Sokol.

Wissenschaftliche Fragen und Antworten.

Hier werden ausschließlich solche einlaufende Fragen veröffentlicht und fallweise beantwortet, die das Gepräge eines breiteren wissenschaftlichen Interesses tragen.

Frage 1. In das grosse Programm der Bibliothek „Staroslovan“ sind im allgemeinen folgende Werke aufgenommen:

Slavische Runendenkmäler.

Etymologisches Ortsnamenlexikon.

Altslavisch-deutsches und deutsch-altslavisches Wörterbuch.

Altslavisches Lehr- und Lesebuch.

Sammlung von Sprachdiotikons.

Slavische Archäologie.

Slavische Urgeschichte.

Altslavische Kulturgeschichte.

Altslavische Flurverfassung.

Altslavische Wehr- und Schutzbauten.

Altslavische Rechtskunde.

Altslavische Münzkunde.

Altslavische Geographie.

Atlas mit den ältesten slavischen, also Original-Ortsnamen.

Altslavische Handelswege.

Altslavische Volks-Pharmakologie.

Altslavische Geheimwissenschaften.

Slavische Volksgebräuche.

Die Volksepik der Slaven.

Die Volkslieder der Slaven bei Zurückführung der Varianten auf den Ursprung.

Slavische Mythologie.

Altslavische Religionsgeschichte.

Altslavische Schriftdenkmäler:

a) *profane,*

b) *kirchliche.*

Sammlung alter slavisch-diplomatischer Urkunden.

Ausgabe noch nicht edierter oder vergessener, für die Slaven wertvoller Werke.

Denkmäler der ausgestorbenen slavischen Sprachen.

Altslavische Ornamentik.

Geschichte der slavischen Trachten.

Monographien verschiedener sonstiger Wissenszweige, soweit sie Altslavisches tangieren.

Reallexikon der slavischen volkstümlichen Terminologie.

Slavische Kriegskunst und Kriegsgeschichte u. a. m.

Schon diese Reihenfolge zeigt, mag sie bei der Durchführung des Planes auch nicht voll eingehalten werden können, dass die ersten zwei Werke vornehmlich bezwecken den Glauben an die grosse weltgeschichtliche und kulturelle Vergangenheit der Slaven zu verkündigen und zu verbreiten, sowie ihn demonstrativ zu festigen; die weiteren Werke hingegen sollen teils die Mittel zum Studium in dieser Richtung bieten, teils aber zu weiteren Detailforschungen anregen oder zur Nutzenanwendung der gemachten Erfahrungen dienen. —

Da wir aber einerseits als sicher annehmen können, dass eine deutsche Akademie kaum Werke dieser Richtung ausgeben wird, sowie dass andererseits die slavischen Akademien vor allem ihrem sprachlichen Wirkungskreise Rechnung tragen werden, ist es naheliegend, dass sonach niemand weiter da ist, der nun dieses Wissen auch Nichtslaven zugänglich machen könnte, daher die Mission des „Staroslovan“ gewiss eine tiefe, da zweifache bildungsorganische Berechtigung hat.

Wir fragen uns nun öffentlich an, wer vor allem die Verfassung des altslavisch-deutschen Wörterbuches sowie eines solchen Lehr- und Lesebuches übernehmen würde? (Einige Mitarbeiter haben sich für das Wörterbuch bereits gemeldet.) Für beide Werke sind wohl schon wertvolle Vorarbeiten, wie: Miklosich, Leskien, Vondrák vorhanden, doch müssten die neuen Arbeiten dem Fortschritte der Wissenschaft bis heute und bis zu einer gewissen Grenze auch der Aufnahmefähigkeit in den Volksschichten mittlerer Schulbildung angepaßt werden. — Gleichzeitig fordern wir auch alle Forscher und

Fachschriftsteller auf, die sich für die Ausarbeitung des einen oder anderen sonstigen Werkes berufen oder vorbereitet fühlen, sich schon jetzt zu melden, damit die bevorstehende immense Arbeit baldigst in eine gewisse didaktische Relation zu ihrem großen Zwecke gebracht werden könne. — Die gegenseitigen Bedingungen werden dann schriftlich ausgetauscht. Da eine jede solche gut angelegte Arbeit sodann begründete Aussicht hat auch in andere Sprachen übernommen zu werden, hat der Verfasser mehrfache Möglichkeit durch seine Arbeit nutzbringend zu wirken und die allgemeine Bildung zu heben.

Frage 2. — Mehrere Anfragen aus Mitgliederkreisen lauten dahin, ob sich der „Staroslovan“ auch mit der Echtheitsfrage der böhmischen Handschriften befassen wird.

Antwort: Eingehender nur in dem Falle, als etwa noch eine seriöse Einwendung gegen die Echtheit vorgebracht würde, denn wir wollen doch niemand zwingen, daß er etwas glauben soll, was er nicht glauben will, und naive Zweifler oder Uneingeweihte mögen sich selbst folgendes beantworten. Die herrlichen altböhmischen Dichtungen sind unbedingt da, es muß sie also jemand u. z. ein hervorragender Dichter geschaffen haben; um 1817 gab es aber nicht einmal einen solchen von bescheidener Mittelmäßigkeit. Angenommen jedoch, jener Dichter hüllte sich in Anonymität; woher kannte er die altböhmische Sprache so vorzüglich, wie um das Jahr 1817 niemand; woher hatte er diese ohne Lesebuch oder Lehrer unmöglichen Kenntnisse, denn Dobrovský, der im äußersten Falle dabei in Kalkül gezogen werden könnte, verstand selbst viele Stellen der Dichtungen nicht und erkannte sie bis zum Jahre 1911 niemand. Pergament und Schrift sind alt und waren zur Zeit der Auffindung natürlich alt; und wer kann dem Zahn der Zeit Konkurrenz machen?! —

In welcher unwürdigen, fern von Wissenschaft oder Wahrheit liegenden Weise man überdies die Handschriften zu diskreditieren sucht, war erst kürzlich in verschiedenen deutschen Tagesblättern zu lesen. Es starb der pensionierte Universitätsbibliothekar Anton Zeidler, bei welcher Gelegenheit erst des Geheimnis gelüftet wurde, daß dieser es war, der i. J. 1858 Hanka anonym der Fälschung der Königinhofer Handschrift beschuldigte. Da Hanka nun den Schutz seiner Ehre beim Gerichte suchte, wurde der damalige Redakteur des „Tagesbote für Böhmen“, David Kuh, welcher die Denunzierungen veröffentlichte, in erster und zweiter Instanz verurteilt, in

dritter jedoch freigesprochen, was nun dahin ausgelegt wurde, Hankas Fälschungen seien auch gerichtlich bestätigt worden. Hiemit wurde jedoch der wahre Sachverhalt der Öffentlichkeit entstellt geboten, denn der Oberste Gerichtshof, der zuvor das Gutachten des zu jener Zeit bedeutendsten Slavisten Franz Miklosich eingeholt haben soll, begründete damals (1860) seine Entscheidung (dem Sinne nach) folgend: „es sei durchaus keine Beleidigung, wenn jemand Hanka die Fähigkeit zumutet eine solche Geistesarbeit zuwegebubringen, da man ihn hiemit nur ehre“. — Wer bei dieser geistreichen forensischen Satire als sachfällig anzusehen war, ist wohl kein Zweifel. —

Da sich aber diese Verdächtigungen und inbezug auf ihren Ursprung meist unkontrollierbaren Angriffe sonderbarerweise immer auf deutscher Seite erneuern, wo jede sachlich tiefere Orientierung über die Wahrheit fehlt, so wollen wir den Zweiflern noch drastischer und verständlicher kommen, als es die letzte Gerichtsinstanz tat, indem wir folgendes zur genauen Erwägung vorschlagen: wer da ernstlich glaubt, daß man in einer Sprache dichten könne, die niemandem bekannt ist, und wobei sich hernach herausstellt, daß sie einst doch so aussah und lautete; — wer da ernstlich glaubt, daß man eine Handlung poetisch bearbeiten könne, die man erdichtet hat, die sich aber 100 Jahre später doch als ein konkretes Geschehnis herausstellt, sowie auch in Zeit und Raum genau übereinstimmt; — wer da ernstlich glaubt, daß jemand dem Pergamente, der Farbe oder der Schrift künstlich ein Äußeres geben kann, oder vor 100 Jahren geben konnte, als die Chemie noch in Kinderschuhen war und was nur Jahrhunderte natürlich schaffen können, dem muß man auch zumuten, daß er ebenso gläubig noch an Hexenkünsten hängt, die bei Kühen rote Milch hervorzaubern, mit bösen Blicken Leibesschäden zufügen oder einen Besen zu Lufffahrten benützen können, denn das eine wie das andere sind Voraussetzungen, die jedem Naturgesetze widersprechen. — *Sapienti sat!*

Frage 3. — H. Ing. Joh. Paš . . . Wien. Die Anregung nach Einführung einer diplomatischen Sprache für alle Slaven ist durchaus nicht neu. Unserer Ansicht nach dürfte dies jedoch keine Kunstsprache sein, die ja geradezu eine Verkümmernng und Mißhandlung des natürlichen Sprachgeföhles sowie die Ertötung des Geistes der Sprache selbst bedeutet, sondern die einst gemeinsame, ungemoin konzise alt-slavische Sprache. Dies erfordert aber noch bedeutende volkerziehliche Vorbereitungen für die allseitige Erkenntnis dieser Notwendigkeit und namentlich, eine fundamentale Orientierung

über das geschichtliche, kulturelle wie soziale Alt-slaventum. — Daß die Gründer des „Staroslovan“ diese Mission als eines der ersten und wichtigsten Postulate erkannt haben, zeigt das bereits im ersten „Aufrufe“ an den Tag gelegte Streben vor allem ein brauchbares Lehr-, Lese- und Nachschlagebuch zur Vorbereitung und Ermöglichung des altslavischen Sprachstudiums zu beschaffen. Die Verwirklichung der Idee selbst ist im Grunde genommen und bei gutem Willen eine leichte, denn erwägt man, daß so viele Slaven doch eine geistlose mechanische Kunstsprache (Esperanto, Ito) lernen, deren Elemente ihnen völlig fremd sind, und gerade das Slavische am wenigsten beachten, so werden sie des Altslavische umso leichter und begeisterter aufnehmen, nachdem sie in dessen Geiste doch schon seit dem ersten Lebenstage atmeten. — Man darf hiebei auch nicht vergessen, daß jede Majorität mit einer Stimme beginnt und daß jede große Idee immer vorerst als Utopie angesehen wird.

Frage 4. — „Trap“. — Der Südslave, namentlich Slovene, nennt die trapezförmige Wagenschere (Zwiesel) am Vorderteile des Lastwagens „irap“. — Kommt dieser Begriff noch sonst wo in diesem oder verwandten Gebrauche vor, da darin die slavische Urform für „Trapez“ verborgen zu sein scheint? — Vereinzelt kommt auf deutschem Gebiete auch die Bezeichnung „Trappe“ für spitzauslaufende Besitzgrenzen vor.

J. T.

Frage 5. — „Lapak“ — Bei vielen Städten und Märkten, die ehemals befestigt waren, wiederholt sich der lokale Name „lapak“, der immer auf einen sich knapp außerhalb der einstigen Umfassungsmauer befindlichen Punkt deutet. Wo kommt diese Benennung noch vor und welche Charakteristik sowie Lage hat jenes Gebiet?

J. T.

Frage 6. „Chlipa“. — So lautet eine altböhmische Glosse in „*Mater verborum*“, die auch erst Hanka eingetragen haben soll, daher sie unter die 850 „falschen“ Glossen gezählt wird. Genau so aber wie die übrigen nicht gefälscht sind, ist auch „chlipa“ echt. Der Verfasser fügte erklärend zu: „*Salacia, dea paganorum maritima.*“ — „Salacia“ galt den Römern als Meerese Göttin, d. i. als Göttin des günstigen Windes.

Daß jedoch das Wort slavisch ist, war bis heute unbekannt, und noch Palacký meinte, es decke sich dies mit dem deutschen Begriffe „Klippe“. Und doch kennt und gebraucht der Slovene noch heute das Wort „hlip“ (masc.) für: ruhiger, regelmäßiger Wind. — Man weiß bei jedem Hause, wo der „hlip“ ist, und nennt einen Punkt

mit einer konstanten Luftbewegung oder die günstigste Stelle für eine Windmühle „na hlipu“. Es ist daher auch sehr begründet, wenn Windmühlen oft gar nicht auf einer Höhe, sondern geradezu am Hange oder in der Sattelgegend stehen, weil man empirisch herausgefunden, daß dort der günstigste „hlip“ ist.

Dem Slovenen ist also noch das Wort in der Urbedeutung bekannt, dem Böhmen ist es aber schon eine weibliche Personifikation des Windes, doch verfiel bisher augenscheinlich niemand auf die Bedeutung, und selbst Hanka nicht, der vermeintliche „Fälscher“! Wer hat also diese Glosse eingetragen? Doch nur jemand, der das slavische Wort kannte! — Kommt aber dieser Begriff nicht, wenigstens im Dialekte, auch irgendwo anders vor? —

M. Ž.

Frage 7. — „Otava“. — J. Ch. fragt an, ob „otava“ (= Grummet) mit dem böhmischen „zotaviti se“ (= sich erholen) sprachlich verwandt ist. —

Antwort. Gewiß, denn „otava“ ist eben das nach dem Abmähen des ersten Graswuchses, des Heues, sich erneuernde, also sich erholende Gras, d. i. das Neugras. — Diese Bildung setzt sich übrigens sprachorganisch auch noch konform weiter fort, denn der Kroate und Slovene benennt das Neugras, das sich wieder nach der Grummetmahd entwickelt und auf guten Wiesen abermals gemäht wird, „otavič“ (= zweites Grummet). Es handelt sich also hier um drei Generationen des Grasses, und zeigt dies eine bewundernswürdig natürliche wie logische Gedankenarbeit im Aufbau der Volkssprache.

Frage 8. — „Otrok“. — Derselbe Interessent wirft die Frage auf, weshalb der Böhme unter „otrok“ den Sklaven, der Russe den Knaben (von 7–14 Jahren) oder Pagen, der Kroate den Diener, der Slovene das Kind versteht, und welche Motive diesen Wechsel in der Bedeutung herbeigeführt haben mögen. —

Antwort. Hier handelt es sich wohl nur um die sprachliche Fixierung der sozialen Stellung, d. i. der Unmündigkeit und Unselbständigkeit im allgemeinen, die hier doch in allen Fällen vorwaltet, denn die Bedeutung bewegt sich immer um das Zentrum des fehlenden persönlichen Selbstbestimmungsrechtes im guten wie bösen Sinne. — Überdies scheint die Etymologie des Begriffes selbst: „ot rok“, d. h. fern von Jahren, also: fern von der Volljährigkeit, die vorausgehende Erklärung zu bestätigen.

Frage 9. — „Dovina“. — Es wurde wiederholt die Frage erörtert, weshalb die Fuldaer Annalen die Burg „Dëvin“ als „Dovina“ bezeichnen. —

Antwort. Der Chronist war wohl ein Wende oder Russe, sah „Djevin“ in Runenschrift geschrieben und sprach dieses „je“ in seiner Art als „jo“ aus. — Der Nichtrusse macht den umgekehrten Fehler; er sagt immer „Bérezina“ und „Pótemkin“, da er nicht weiß, daß das „e“ hier ein „ë“ also ein „jo“ ist, daher diese Namen richtig als „Berjózina“ und „Potjómkin“ auszusprechen sind. Das „Wendische Runenalphabet“ gibt übrigens hiezu die weitere Orientierung und zeigt, dass es sich bei „Dovina“ durchaus um keinen Schreibfehler zu handeln braucht.

Bibliographie.

Alle einlangenden Werke werden grundsätzlich mit Titel, Verlag und Preis angeführt; jene, welche altslavische Themata berühren, auch kurz besprochen, eventuell später noch eingehender gewürdigt. — Unaufgefordert zugesendete Werke werden nicht zurückgestellt.

Topolovšek Joh., Die sprachliche Urverwandschaft der Indogermanen, Semiten und Indianer. — Wien 1912, 8^o, 132 S. — Kommissionsverlag H. Kirsch. — Preis ?

Auf Grund der Vergleichung der Sprachwurzeln der indogermanischen, semitischen und Indianersprachen tritt der Verfasser mit dem äußerst überraschenden Resultate auf, daß derselbe Wortstamm überall dieselbe oder doch eine organisch verwandte Bedeutung habe, und dabei nahezu überall zur slavischen Urform und Grundbedeutung zurückführe. Das Schlußresultat ist demnach klar: es gibt keine isolierten Sprachen. Die sprachvergleichende Wissenschaft hat daher — abgesehen von ihren rein theoretischen Forschungszielen — auch ein eminent völkerpsychologisches Problem zu lösen. Ihr obliegt es, wie der Verfasser im Vorworte sagt, den Beweis zu erbringen, daß alle Sprachen auf einen Ursprung zurückgehen; ihrer harret die schöne, weltbeglückende Aufgabe, der Menschheit zum Bewußtsein zu bringen, daß alle ihre Mitglieder von der grauen Vorzeit bis zur lichten Gegenwart ein brüderliches Band umschließt. —

Topolovšek kündigt unter Einem noch drei andere ähnliche Werke an; wir können sie alle nur begrüßen, denn je mehr Beweise, desto leichter und nachdrücklicher wird die Überzeugung.

Dr. J. Velić.

Žunkovič M., Die Handschriften von Grünberg und Königinhof, dann das Vyšehrad-Lied. — Die irrtümlich als moderne Fälschungen geltenden ältesten böhmischen Dichtungen. — Originaltextausgabe verdeutscht und erläutert. — Kremsier 1912, 8^o, X und 146 S. mit 3 farbigen Schriftbeilagen und 7 Textillustrationen. Verlag H. Slovák, Kremsier. — Preis 4 K.

Wie schon der Titel orientiert, widerlegt der Verfasser nicht nur die Behauptungen, daß diese Handschriften gefälscht sein könnten, umso mehr, als sie noch nie gründlich studiert wurden, sondern er stellt zugleich fest, dass z. B. die Handschrift von Grünberg geradezu das älteste bekannte Schriftdenkmal aller Slaven sei. — Ist schon die wissenschaftlich vielseitige Beibringung des Echtheitsbeweises ein Ereignis für die Gelehrtenwelt und eine angenehme Überraschung für die böhmische Nation, so muss die geniale Übersetzung noch ganz besonders hervorgehoben werden, denn dadurch wurden die Dichtungen nicht nur dem Deutschen, sondern auch dem Slaven erst verständlich gemacht, weil viele Stellen des Originalen erst durch die Übersetzung geklärt wurden. — Durch die formvollendete Übersetzung, welche die Worttreue aber zugleich auch den Wohlklang berücksichtigt, haben diese Dichtungen ausserordentlich gewonnen, da ihnen eine solche Pflege bisher mangelte. —

Das Dresdener „Salonblatt“ vom 21. Dezember 1912 schreibt unter anderem folgendes darüber: „Žs. Polemik ist so einleuchtend, daß man ihm wohl wird recht geben müssen und es erscheint hiemit der Streit um diese ältesten Schriftdenkmäler slavischer Kultur zugunsten ihrer Echtheit entschieden. Noch verdienstvoller scheint uns die Übersetzung ins Deutsche, die den mährischen (!) Major als einen tief sinnigen Interpreten zeigt, dem vor allem das sprachliche Material in einer Weise zu Gebote steht, wie den wenigsten selbst beruflichen Slavisten kaum vorher. Diese große sprachliche Sicherheit ist ein Grund mehr, dem Verfasser bei seinen Gründen für die Echtheit der Handschriften zu folgen, und sein Buch kann deshalb für die Slavistik eine grundlegende Bedeutung gewinnen.“ —

Es ist kein Zweifel, daß diese herrliche aliböhmische Volkspoesie nun auch in andere Sprachen übertragen wird.

Dr. E. Wisinger.

Zavadil Jos. Dr., Velehrady Děvín a Nitra. (Die Großburgen Děvín und Neutra). — Kremsier 1912, Lex. 110 S. mit 3 Skizzen und 13 Textillustrationen. — Verlag H. Slovák in Kremsier. — Preis 1 K 50 h (mit der Post 1 K 70 h).

Ein Werk von doppeltem Verdienste! — Der Verfasser hat hiemit ein Musterbild einer topischen Monographie geschaffen und gezeigt, wie man unter Zuziehung und Verwertung einschlägiger Wissenszweige und Einhaltung eines objektiven Standpunktes eine historische Stätte zu beschreiben hat; er hofft aber auch hiemit zugleich, sozusagen sprachchirurgisch, dem Streite über die wahre Lage des „Velehrad“ ein peremptorisches Ende gemacht und den ständigen Empfindlichkeiten in dieser Sache in allseits befriedigender Weise den Stachel abgebrochen zu haben.

Der Verfasser ist der Ansicht, daß „velehrad“ im Prinzip kein Eigen-, sondern nur ein Gattungsname ist; gewöhnliche Burgen nannte man „hrad“, festere, größere, namentlich aber wichtigere „velehrad“, ohne den eigentlichen Eigennamen beizufügen, sofern man in der Gegend eben bekannt war; traf letzteres nicht zu, so wurde auch der Eigenname beigefügt. „Velehrad“ bedeutet demnach soviel wie das lateinische „*urbs, civitas*“; die Römer nannten sehr oft ihre Hauptstadt nur „*Urbs*“. Analog nannte der Umwohner von Preßburg die Burg „Děvín“ kaum anders als „Velehrad“; die Fuldaer Annalen hingegen nennen Děvín: „*Dovina ineffabilis Rastizi munitio*“. Der Autor führt nun seine Gründe an, warum mit dieser Benennung („*ineffabilis Rastizi munitio*“) nur Děvín (Dovina) gemeint sein kann. — Ein Analogon bietet doch auch das heutige Leben; geht der Bauer in die ihm nächste Stadt, so antwortet er einem Bekannten: „ich gehe in die Stadt“, einem Unbekannten: „ich gehe in die Stadt N“. — So hat nun Mähren seinen kirchlichen, und das Großmährische Reich seinen weltlichen „velehrad“, denn die Burg Rastislavs an der Donau kann unmöglich 140 km davon entfernt, als „an der Donau“ gelegen bezeichnet worden sein.

Zavadils Arbeit zu kennen, kann jedermann, der böhmisch versteht, zum Nutzen gereichen, und demjenigen geradezu zur Vorlage dienen, der die Geschichte eines Ortes wissenschaftlich erschöpfend beschreiben will.

Für den Berufshistoriker wird es auch vom Interesse sein zu erfahren, in welcher Weise der Autor einzelne in der Geschichte des Großmährischen Reiches dunkelgebliebene Probleme aufzuhellen, bzw. zu lösen versucht. Hervorzuheben ist da vor allem die bisher von

von keinem Forscher genügend aufgeklärte Ursache des unseligen blutigen Zwistes unter den Söhnen Svatopluku. Er stellt vorerst fest, daß dieser nur zwei Söhne, Mojmir und Svatopluk hatte, von denen letzterer beim Tode des Vaters noch ein Kind war, und bestätigen dies auch die Fuldaer Annalen. Diese Söhne hatten jedoch verschiedene Mütter, da Svatopluk zuerst mit einer böhmischen Herzogstochter — vermutlich einer Schwester Bořivojs — nach deren Tode aber mit einer deutschen Prinzessin vermählt war. Mit der letzteren gelangte als deren Beichtvater der deutsche Priester Wicing an den mährischen Fürstenhof, woselbst er einen übermächtigen Einfluß gewann. Daß nun nach Svatopluku Tode die der Witwe und deren Sohne ergebene deutschfreundliche Partei in schroffen Gegensatz zu der von Mojmir repräsentierten slavischen Richtung kam und dieser Parteizwist bald in blutige Fehde ausartete, ergibt sich aus der damaligen politischen Situation mit logischer Konsequenz.

Es fragt sich aber nun noch, wie kommt der mährische „Velehrad“, der tief im Tale liegt und gewiß nie ein Objekt von größerer Widerstandskraft gewesen sein konnte, zu diesem unlogischen Namen? — Der Verfasser gibt hierzu im VI. Abschnitte die Erklärung. Der heutige Ort Velehrad war es allerdings nicht, aber doch die Altstadt (Staré město) in der Nähe von Ung.-Hradisch an der March. Seine Ansichten gibt der Verfasser in bescheidener Weise als seine Hypothesen, durch welche die schwierige Aufgabe vielleicht doch befriedigend gelöst werden könne; er meint: Dĕvín an der Donau war Rastislavs bzw. Mojmir's „Velehrad“, Neutra war Svatopluku's „Velehrad“. Nachdem aber der östliche Teil des Großmährischen Reiches unter den Söhnen Svatopluku an die Magyaren verloren gegangen und Dĕvín zerstört war, mußte Mojmir darauf bedacht sein, den übrigen Teil seines Reiches an der östlichen Grenze zu schützen, und gründete eine befestigte Stadt an der March. Wenn nun Altstadt (bei Ung.-Hradisch) etwa 100 Jahre früher gegründet worden ist, als es der Archäolog Červinka angibt, dann wäre alles erklärt.

Was aber die dem heutigen Wallfahrtsorte Velehrad seit Jahrhunderten zugeschriebene Cyrillo-Methodische Tradition betrifft, so erklärt der Verfasser den Ursprung derselben folgend: für eine erfolgreiche Missionsarbeit der Slavenapostel Cyrill und Method eignete sich unter Rastislav und Svatopluk eine gegen feindliche Überfälle mehr gesicherte Gegend in den damaligen Urwäldern um das heutige Osvětiman (zirka 15 km westlich Ung.-Hradisch), wo man noch heute die Überreste eines Klosters und einer Kirche sehen kann und wo Nachgrabungen ein sehr wertvolles archäologisches Material zu-

tage fördern dürften. Die Umwohner nennen diesen Ort „beim hl. Klemens“ („u sv. Klimenta“). Der Tradition nach waren die Reliquien des hl. Klemens hier bis zu jener Zeit aufbewahrt, als sie von Cyrill und Method übernommen wurden. Für die Umgebung war und ist vielfach dieser Ort noch jetzt ein Wallfahrtsort. — So bleibt nun dem heutigen Velehrad (in der Nähe von Altstadt, also einst auch ein „velehrad“) und Osvětiman seine Wichtigkeit und Ansehen gewahrt.

Von einem „Velehrad“ als Festung an der heutigen Stelle in Mähren kann aber so lange nicht gesprochen werden, bis der Spaten hiefür keine sichtbaren Beweise an den Tag bringt, denn die Grundmauern einer großen Verteidigungsanlage können auch nach einem Jahrtausend nicht spurlos aus der Erde verschwinden.

Möge das Werk Dr. Zavadils namentlich bei berufenen Fachmännern eine ihm gebührende Beachtung und Würdigung finden; es ist geeignet, den langwierigen Streit um die Lage der „*ineffabilis Rastizi munitio*“, des „velehrad“ des Großmährischen Reiches der Lösung endlich näher zu bringen. *Tolle lege!* —

Dr. Fr. Nábělek.

Jahn H. E., Slavina. Eine wendische Sage. — Verlag R. Ecksteins Nachfolger, Berlin W. 37. — Preis 1 K 80 h.

Diese schöne epische Dichtung schildert die Kämpfe der Wenden (Obotriten) mit den Sachsen um das Jahr 1105. Die Hauptperson bildet hiebei Slavina, die jugendliche, schöngestaltete aber liebessüchtige Gattin des alternden Sachsenherzogs Kruko, die diesen unter Mitwirkung ihres Liebhabers ermorden läßt, um dessen Ehegenossin zu werden. — Die Sprache ist äußerst gewählt, die Handlung von tiefer, bewegt dramatischer Wirkung; namentlich fällt aber die gediegene Kenntnis der altslavischen Geschichte, Kultur und Mythologie sowie die volle Objektivität seitens des deutschen Dichters unter den heutigen Verhältnissen angenehm auf. — Dieses Epos würde es ehrlich verdienen auch in die slavischen Sprachen übertragen zu werden, und wäre überdies ein dankbarer Stoff für die Dramatisierung.

Dr. E. Wisinger.

An die Mitglieder und Freunde des »Staroslovan« !

Das vorliegende 1. Heft des „Staroslovan“ orientiert nun jedermann, wie wir unsere gestellte Aufgabe auffassen und im großen zu lösen gedenken; nebstbei wurde diesmal die Wahl der Artikel derart getroffen, daß die wichtigsten wissenschaftlichen Themata gleich vom großzügigen Standpunkte beleuchtet erscheinen, um möglichst bald mit unseren Lesern wie Mitarbeitern in einen lebhaften Interessenkontakt und in eine ungezwungene Aussprache zu treten.

Daß wir einer allgemeinen fördernden Unterstützung seitens aller Mitglieder und Freunde benötigen, haben wir gleich eingangs ausgesprochen. Unser vorläufiges Anliegen besteht in folgendem:

- a) wir bitten um Zusendung von Werken, Illustrationen, Skizzen u. dgl. von Runendenkmälern jeder Art, oder doch Mitteilungen, wo jemand etwas Einschlägiges gesehen. Es liegt nämlich noch viel Material unbeachtet oder unerkannt in Museen oder Bibliotheken, dann in schon vergessenen oder schwer zugänglichen Werken, die dem Einzelnen leicht entgehen;
- b) wir bitten um leihweise, d. i. bis auf Widerruf erfolgende Überlassung von Lexikons welcher Sprache immer, namentlich sind uns die ältesten und ausführlichsten Ausgaben erwünscht. Besonders werden schon die Wörterbücher Miklosichs benötigt, um die Mitarbeiter am altslavischen Wörterbuche damit beteiligen zu können, da diese Werke im Buchhandel bereits eine Seltenheit geworden sind;
- c) wir bitten um die tunlichste Verbreitung unserer Publikationen, womit vor allem ausgedehnte wissenschaftliche Verbindungen angebahnt werden sollen, da die eigentliche Forschungsbasis vielfach kosmopolitische Vergleiche erfordert.

Die BIBLIOTHEK „STAROSLOVAN“ will pro 1913 folgende Werke den Mitgliedern bieten:

- I. BAND: „SLAVISCHE RUNENDENKMÄLER“; erscheint als Beilage eines jeden Heftes, 1—2 Bogen stark, ohne jede Nachzahlung;
- II. BAND: „ETYMOLOGISCHES ORTSNAMENLEXIKON“, das mit 1. Juli fertiggestellt sein dürfte. — Regiepreis für die Mitglieder: 3·20 K bei persönlicher Übernahme, 3·50 K im Postwege; für Nichtmitglieder und den Buchhandel 7 K. — Der bezüglichliche Prospekt, welcher über das Werk selbst näher orientieren soll, wird den Mitgliedern rechtzeitig zukommen.

REDAKTION „STAROSLOVAN“.

Wendisches Runenalphabet.

a	X λ γ 4 J 1 λ x 2	l	Γ ^ N Γ
b	t t ʎ z ʎ β	m	ψ ψ ↓ ʎ φ
c	∟ ↓ ↓ ±	n	h h h
d	p p ʋ b ʋ d	o	ʋ ʎ † ʋ ʎ
e	ʋ ʋ x ʋ ʋ ʋ ʋ ʎ	p	Π Γ ʎ M
f	f f ʋ ʋ	r	P P R
g, k	ʎ ʎ C	s	h N ʎ ʎ ʎ
i (y)	l s ʎ ʎ	t	↑ ↑ ʎ
j	X (?)	u	h h p ʋ
je, jo	*	v	h h
ja	ʎ	z, ž, č	h ʋ T h h

Anmerkung. Der Laut »h« scheint zu fehlen. — In älteren Denkmälern gilt »u« zugleich als »v«. — Mitunter sind die Laute verkehrt dargestellt, ohne daß sich deshalb der Leseanfang dem akkomodiert.

autor B. Zimovité